

Die Dschungel. Anderswelt Hanging Lydia  
taberna kritika P.-s Veranda zehn zeilen  
parallalie air mail neda bei Turmsegler  
notizblog isla volante pödgyr

# LIT.NET BLOGS

literarische weblogs

spa\_tien  
zeitschrift für literatur

Heft 5  
Sonderausgabe



spa\_tien  
zeitschrift für literatur

Markus A. Hediger  
Benjamin Stein  
Hartmut Abendschein  
(Hrsg.)

LITERARISCHE  
WEBLOGS

e	dition
t	aberna
k	ritika

Spatien, Sonderausgabe:  
Literarische Weblogs  
Hrsg. v. Markus A. Hediger, Benjamin Stein und  
Hartmut Abendschein

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN: 978-3-905846-00-3

Alle Rechte vorbehalten  
© 2007 der Texte: die Autorinnen & Autoren  
© 2007 dieser Ausgabe: spatien, zeitschrift für literatur  
<http://www.spatien.net/>  
ISSN: 1661-383X

Printausgabe: edition taberna kritika, Bern  
<http://www.etkbooks.com/>

Redaktion für dieses Heft:  
Die Herausgeber  
Illustrationen in diesem Heft:  
Kathleen York

# INHALT

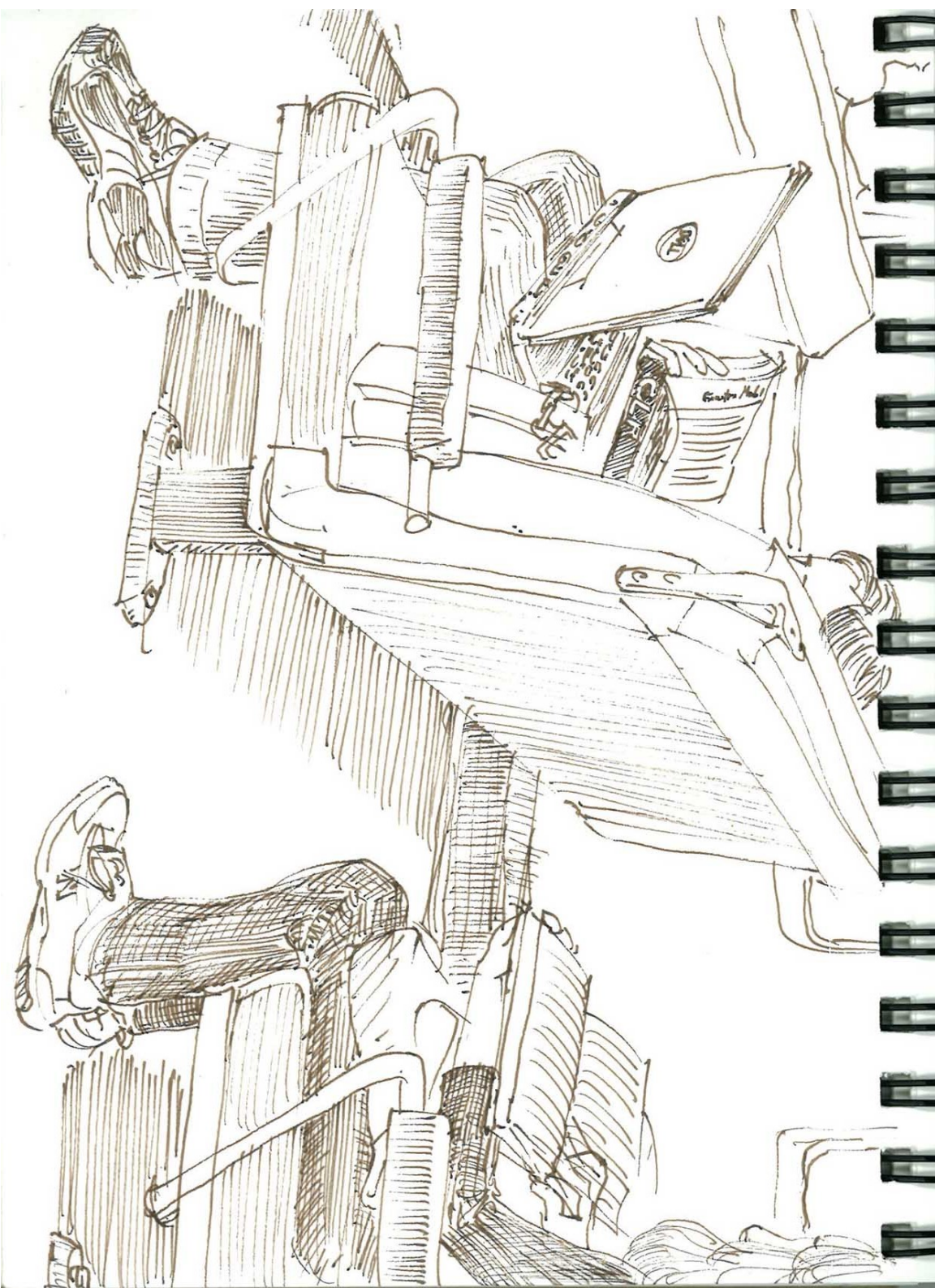
VORWORT .....	7
---------------	---

## LITERARISCHE WEBLOGS

<i>Alban Nikolai Herbst</i> : Das Weblog als Dichtung .....	9
<i>Markus A. Hediger</i> : Mandrakes Versagen .....	31
<i>Hartmut Abendschein</i> : Über die allmähliche Vernetzung .....	41
<i>Michael Perkampus</i> : Das Weblog als künstliches Paradies ...	49
<i>Sudابه Mohafez</i> : Literarisches Bloggen .....	61
<i>Helmut Schulze</i> : sich vernetzenden die .....	67
<i>Andreas Louis Seyerlein</i> : Sommer August Sonntag .....	71
<i>Neda Bei</i> : das schreiben retten .....	73
<i>Benjamin Stein</i> : Der poetische Motor .....	79
<i>Andrea Heinisch-Glück</i> : Hier ist kein Ort .....	89
<i>Rittiner &amp; Gomez</i> : Ein Blog .....	95
<i>Jörg Meyer</i> : Was sind literarische Weblogs? .....	99
<i>Kathleen York</i> : Bilder dieser Ausgabe .....	125

## KONTEXT

<i>Ankündigungen</i> .....	126
<i>Zu den Autorinnen und Autoren</i> .....	127



## VORWORT

Als Hartmut Abendschein und ich Ende 2004, inspiriert von den brasilianischen „Wunderblogs“<sup>1</sup>, das Internetportal für literarische Weblogs in deutscher Sprache *litblogs.net* ins Leben riefen, listete die Seite drei Weblogs: DIE DSCHUNGEL, ANDERSWELT von Alban Nikolai Herbst, Abendscheins TABERNA KRITIKA und mein Blog HANGING LYDIA. Wir hofften, auf *litblogs.net* in Kürze die besten Weblogs deutschsprachiger Autoren in einer Art Echtzeit-Magazin vereinen zu können und so Leserinnen und Lesern die verschiedensten Literatur-Online-Arbeiten und –Projekte auf einen Blick zugänglich zu machen.

Anders als Herbst, der sich zum Zeitpunkt der Gründung von *litblogs.net* bereits umfangreiche und weitgreifende Überlegungen zu einer Theorie des literarischen Bloggens gemacht hatte, wusste ich kaum, was ein Weblog an technischen Möglichkeiten überhaupt bot – geschweige denn, was unter dem Begriff „literarische Weblogs“ zu verstehen wäre.

Im Laufe der letzten drei Jahre habe ich mir immer wieder – auch im Kontext meiner eigenen Arbeit am und fürs Weblog – die Frage gestellt: „Was sind literarische Weblogs?“ Ist HANGING LYDIA – mein eigenes – eines, das den Namen verdient, nur weil ich darin oft unfertige literarische Arbeiten veröffentliche? Oder verdient diesen Namen nur, wer das Medium „Weblog“ in allen seinen Aspekten und technischen Möglichkeiten in die literarische Arbeit hineingreifen lässt? Ist schliesslich gar der Begriff „literarisches Weblog“ nicht ein Widerspruch in sich, da das „Webloggen“ ursprünglich darin bestand, den Weg, den der Blogger surfend durchs Internet nahm, zu protokollieren und zu kommentieren und eine Literatur aus Linksammlungen nur schwer vorstellbar ist?

---

<sup>1</sup> <http://www.wunderblogs.com>



Die Bandbreite, die der Begriff „literarisches Weblog“ heute umfasst, hat uns denn auch veranlasst, den ursprünglich für dieses Buch gedachten Titel „Was sind literarische Weblogs?“ fallen zu lassen und durch das einfachere, aber auch provokativere „Literarische Weblogs“ zu ersetzen – und so stillschweigend vorauszusetzen, dass es so etwas überhaupt gibt.

Seit der Gründung von *litblogs.net* sind drei Jahre vergangen, und heute zählt das Portal 17 Weblogs, deren Beiträge eingelese und auf einer Seite chronologisch präsentiert werden. 12 der daran beteiligten Autoren gewähren in diesem Buch einen Einblick in ihr Verständnis des Begriffs „literarisches Weblog“. So unterschiedlich sind die Ansätze und so unterschiedlich auch die Bedeutung, die das Weblog für den jeweiligen Autor hat, dass der Leser eine abschliessende Antwort auf die Frage „Was sind literarische Weblogs?“ in diesem Buch vergeblich suchen wird.

Aber lesen Sie selbst. Die sowohl stilistisch als auch inhaltlich sehr unterschiedlichen Beiträge in diesem Buch geben einen guten Einblick in die Vielfalt der deutschsprachigen Literatur, die sich vor der Auseinandersetzung mit und der Benützung von neuen Medien nicht scheut. Ich lade Sie ein, sich nicht nur in dieser Publikation umzusehen, sondern auch die Literatur im Netz kennen zu lernen und Autoren und Texte in ihrer Entwicklung zu begleiten.

Für die Redaktion:  
Markus A. Hediger

## Das Weblog als Dichtung. Einige Thesen zu einer möglichen Poetologie des Weblogs.

Nun fand er überall Bekanntes wieder, nur wunderlich gemischt, gepaart,  
und also ordneten sich selbst in ihm oft seltsame Dinge.

...

Auch ich will also meine Figur beschreiben,  
und wenn kein Sterblicher, nach jener Inschrift dort, den Schleier hebt,  
so müssen wir Unsterbliche zu werden suchen;  
wer ihn nicht heben will, ist kein ächter Lehrling zu Sais.

Novalis<sup>2</sup>

Sehr geehrte Damen und Herren,

„erst mit arrangierter Wirklichkeit“, schrieb mir soeben ein Leser<sup>3</sup> in mein literarisches Weblog, „mache ich ein wahres Bild der Wirklichkeit sichtbar. Und/aber dann wird/ist es Literatur.“ Genau hierüber will ich heute sprechen, sowohl über das Faktum wie über den Prozeß. Denn es handelt sich weniger um einen Gegenstand der Betrachtung als um ein sich fortwährend weiterschreibendes Geschehen. Das genau unterscheidet ein Weblog überhaupt sowie das literarische Weblog im Besonderen von einem Buch. Dieses nämlich ist immer schon fertig, jenes *entsteht*.

Nun weiß ich weder, wer Sie sind, noch inwieweit Sie mit kybernetischer Terminologie vertraut sind. Es möge Sie deshalb beruhigen, dass

---

<sup>2</sup> Zit. n. <http://12koerbe.de/phosphoros/novalis.htm>

<sup>3</sup> [http://www.didymus.de/in: http://albannikolaiherbst.twoday.net/stories/1127094/](http://www.didymus.de/in:http://albannikolaiherbst.twoday.net/stories/1127094/)

ich selber in netztechnischer Hinsicht völliger Laie bin, der nicht einmal über die Grundbegriffe des Programmierens verfügt und meist schon bei der Eingabe notwendiger Steuerzeichen versagt. Weshalb ich für die Realisierung meiner Netzideen ganz ebenso auf Fachleute angewiesen bin, wie es etwa Luciano Berio oder Luigi Nono zu Zeiten ihrer Experimente mit elektronischer Musik gewesen sind. Einigen unter Ihnen wird bekannt sein, dass in den Sechzigern/Siebzigern des letzten Jahrhunderts ein großartiger Mann namens Pierre Henry diese Rolle nicht nur übernommen, sondern nachdrücklich mit eigenen Ideen ausgefüllt hat; er hat übrigens auch für das avantgardistische Tanztheater Maurice Béjarts gearbeitet und insgesamt der Moderne seinen Daumenabdruck aufgedrückt. Auch ich habe so jemanden zur Seite, es sind sogar *zwei* Freunde derzeit, denen ich, was bislang realisiert wurde, wirklich *verdanke*: Michael Geiger und Michael J. Stephan. Oliver Gassner wiederum ist es gewesen, über dessen Vermittlung ich an *twoday.net* gelangte, wo mir das nötige technische Instrumentarium zur Verfügung gestellt wurde. Dieser Österreichische Weblog-Provider sponsort *DIE DSCHUNGEL. ANDERWELT* seither, und ich bin dankbar dafür. Den Anstoß zu dem allen aber überhaupt gab mir eine Frau: Ricarda D. Herbrandt. Ihr ist auch das grundlegende Design sowohl der fiktionalen Website als auch des literarischen Weblogs zu danken. Ich kann über meine Vorstellung poetischer Netz-Präsenz fairerweise nicht grundlegend sprechen, ohne diese vier klugen und vorausschauenden Menschen wenigstens erwähnt und ihnen an dieser Stelle gedankt zu haben: weblogentsprechend in chronologisch *verkehrter* Weise.

Sie sehen jedenfalls, dass selbst die Künste zur Arbeitsteilung tendieren. Nun ist das nicht neu. Komponisten auch entfernterer Jahrhunderte haben ihre Partituren häufig von anderen ausschreiben lassen, und die berühmtesten Fresken hätten ohne *viele* Hände, deren einige dem Kunstwerk durchaus eigene Noten beigaben, kaum vollendet werden können.

Und heutzutage, so wage ich zu behaupten, ist das Talent des theoretischen Physikers nur selten dem des Technikers gleich oder ihm in praktischer Hinsicht auch nur ebenbürtig; beide ergänzen einander vielmehr, bringen sich auf Ideen, und manchmal ist es sogar der völlig Sachfremde, der den Anstoß zu neuen Entwicklungen gibt.

Zu so etwas kann und muss gegenwärtig vielleicht auch ein Dichter dienen, und zwar völlig unabhängig davon, ob ihn – also etwa mich – die, sagen wir, praktische und praktikable Seite eines Mediums interessiert; sie mag so notwendig sein, wie sie wolle. Ganz unabhängig von der *Realität des Gegenstandes selbst* ist es seit je ausgewiesene Stärke von Künstlern, sich Visionen zu überlassen, über die nicht selten gespottet wird und die bisweilen ziemlich grob, manchmal auch wütend beiseite gewischt werden, die aber schließlich dennoch – wie seinerzeit William Gibson mit dem Cyberraum geschehen, dem er nicht nur seinen Namen, sondern auch seine *Vorstellung* gab – die gesamte technologische Entwicklung durch ihren Traum und ihre utopische Behauptung voranbringen. Der Techniker wiederum ist – und muss es im Interesse des Praktikablen sein – sehr trocken. Er stemmt sich, man möchte sagen: *de natura* gegen das Neue Unerhörte. Ein Dichter hingegen ist feucht, wenn nicht nass; Sie dürfen das gerne sexualmetaphorisch nehmen: In unserem Fall verbirgt sich hier nämlich ein ganz besonderes – und besonders vorantreibendes – Paradoxon: da ja der *hardware* Neuer Medien eigentlich nichts auch nur annähernd so schädlich ist wie Feuchtigkeit.

Ich hole deshalb so weit aus, meine Damen und Herren, damit sich die – sagen wir – Uneingeweihten unter Ihnen ein Bild der Probleme machen können, die auf einen Erzähler zukommen, wenn er sich auf das Internet einlässt und es möglicherweise sogar als sein hauptsächliches, weil zeitgemäßes Publikationsforum zu begreifen beginnt. Der Begriff *uneingeweiht* ist hier deshalb so entscheidend am Platz, weil die Forderung, Cy-

ber-Kultur müsse kulturell vererbbar sein, bevor ihr Rang auch nur ungefähr demjenigen anderer Künste verglichen werden könne, unmittelbar mit Sakralität zusammenhängt. Wer ein Buch lesen konnte, war eingeweiht, wem eine Legende flüsternd erzählt wurde, auch. Das Internet aber ist, weil es *profan* ist – noch profan – geschichtslos: Es sind keine Märchen und kollektiven Verheißungen mit ihm verbunden. Genau das ist zu ändern und das Netz insofern von seiner Technologie zu häuten: Wer den Schleier hebt, betritt ein neues Geheimnis. Der Cyberraum als der gegenwärtige Tempel zu Sais. Es gibt solche Ansätze bei William Gibson, und imgrunde versuchte auch die Matrix-Trilogie, so etwas in Bewegung zu setzen: allerdings in Hinsicht auf zu erzielenden Mehrwert. Dahinter steht keine Vision, sondern eine Bilanz; eben das entzieht der Dynamik die Kraft. Um es so herum zu formulieren: Es müssen sich Leute dafür *opfern wollen* – bzw. wäre von solchen Opfern legendenartig zu erzählen. *Opfer* meint hier *Sucher*, also Menschen, die ihre Existenz an eine Sache setzen: Märtyrer. Merken Sie, wie zeitgenössisch wir plötzlich werden und wie sich unvermutet Technologie mit Al Quaida zusammen tut? Genau das ist neueste Moderne.

Bislang aber werden im Internet seitens des industriellen Westens allenfalls *Einkommen* an eine Sache gesetzt: Es ist der profane Blick, der im Netz ein Kulturereignis als Kunst gar nicht erst aufscheinen lässt – sowohl der Blick der – sagen wir – aufgeklärten Autoren als auch, nicht minder, der der immer schon informierten Leser. Dabei kommt es nicht darauf an, ob jemand es *sei*, sondern ob er *glaubt es zu sein*. Wirkästhetisch ist dieser Unterschied ausgesprochen bedeutsam.

Aber was geschieht eigentlich, wenn ein Dichter sich von den Printmedien diesen neuen Kommunikationsräumen zuwendet? Auf den ersten Blick erscheint es als eine ungewöhnliche Wendung vom Innersten, ja Intimen ins scheinbar Äußerste: die kitschigerweise immer

wieder herbeizitierte Einsamkeit des Dichters überm weißen Blatt Papier wird offenbar gegen ein Medium eingetauscht, das kommunikativ wie kein anderes ist und nicht nur Einblicke in die Arbeit erlaubt, ohne dass zuvor klärende, filternde Zeit verstrich, sondern obendrein – jedenfalls ist das angelegt – einen persönlichen Kontakt zwischen Leser und Autor herstellt. Unmittelbarkeit – jedenfalls scheinbar – und Sozialität, im Gegenwartsjargon verräterischerweise mit einem US-Amerikanismus *community* genannt.

Das hat Folgen – *gravierende* Folgen – für ein Werk und für den bzw. die vermittelten Gedanken: Ist nämlich der Autor leicht zugänglich, sozusagen privat disponibel, so nimmt das seinem Gedanken allein dadurch Autorität, dass Einspruch möglich ist. Das mag man nun demokratisch begrüßen, schon weil vorgeblich auf Gleichheit gesetzt ist. Es haften aber mehrere Widerhaken daran. Der autoritär oder normativ geäußerte Gedanke scheint nämlich schwieriger zu widerlegen zu sein, was bedeutet, dass jene Gegenanstrengung von allem Anfang an eine seriösere ist, die ihren Gegner in jedem Fall ernst nimmt. Nicht so in einem Medium, das es sich aufgrund seiner nur noch dem Geplauder ähnlichen Flüchtigkeit leicht macht. So ist denn auch die Publikationsform, um die in den letzten drei Jahren – neben dem großen ANDERSWELT-Projekt und mit ihm verbunden – ein Großteil meiner literarischen Ästhetik kreist, das literarische Weblog DIE DSCHUNDEL. ANDERSWELT gewissermaßen ein Bastard: bereits sein Name bezeugt das, indem sich die Dschungel-metapher auf die Unübersichtlichkeit des kybernetischen Netzes bezieht, „Anderswelt“ aber ebenso auf meinen in Buchform erhältlichen Roman wie den mythologischen Terminus, mit dem wir das keltische SAMHAIN beschreiben: jene als Halloween banalisierte Nacht auf den 1. November, in der sich die Tore der Anderen Welt öffnen, so dass ununterscheidbar wird, wer lebt und wer zu den Toten gehört oder zu den Geistergeschöpfen der Zwischenwelten. Das schließt direkt auf das In-

ternet zurück, worin sich Realität und Fiktion zum Verwechseln mischen. Die meisten Computerviren – darauf wies ich an anderer Stelle bereits einmal hin<sup>4</sup> – sind nach Dämonen benannt.

Also ein Weblog. Für diejenigen unter Ihnen, die mit dem Begriff nichts anfangen können, eine kurze Erklärung. Die anderen mögen derzeit ans Fenster treten und hinaussehen: Es kann nämlich durchaus sein, dass Sie innerhalb der nächsten Sekunden, vielleicht auch Minuten einen Lichtblitz sehen werden, den ich Ihnen gegebenenfalls erklären werde. Es kann auch sein, dass man nichts sieht. Die Erscheinung hängt, auch wenn sie in unserer Wahrnehmung ausbleiben sollte, mit einem unter mehreren Aspekten dieses Vortrags zusammen, mit einem fiktiven Aspekt, der aber an das reale Stuttgart derzeit anzukoppeln versucht und uns allen einen Grund zur Unruhe geben sollte. Doch wir können nur abwarten. Während die ‚*einigen*‘ unter Ihnen also beobachten, skizziere ich eben das *Weblog*: Es handelt es sich um eine Art im Internet öffentlich geführtes Tagebuch meist privaten, weniger häufig themengebundenen Inhalts. In vielen Fällen sind die Beiträge von Lesern kommentierbar, bisweilen ergeben sich aus Beiträgen und Kommentaren geschriebene Diskussionen, die ihren Chat-Ursprung, also eine skizzenartig verschriftlichte Oralität, weder leugnen können noch es wollen. Das ist schon bei den Chats ein mehr als nur interessanter Aspekt: Er bindet literarische Narration an die gesprochene Erzählung des Märchenerzählers und der Scheherazade zurück. Hier ist möglicherweise außerhalb physiologischer Einflussnahmen einer der magischen Wirkmechanismen von Weblogs und Chats aufzufinden, die in einem literarischen Weblog, wie ich es derzeit zu entwickeln versuche, bewusst in Bewegung gesetzt werden.

---

<sup>4</sup> ANH, Das Flirren im Sprachraum:  
[http://www.die-dschungel.de/ANH/txt/pdf/flirren\\_im\\_sprachraum.pdf](http://www.die-dschungel.de/ANH/txt/pdf/flirren_im_sprachraum.pdf)

Der Begriff ‚Weblog‘, kurz auch der oder das *Blog* genannt, ist ein sich aus *Internet* und *Logbuch* zusammensetzendes Kunstwort, dessen „Log“-Anteil mir aufgrund seines Mehrfachsinnes erheblich besser gefällt als die gängige Definition eines veröffentlichten mehr oder minder privaten „Tagebuchs“. Freilich bestehen die meisten Weblogs tatsächlich aus lauter *WIEsMIRSoGehts* und *WasKOCHEIchHeuteAbends*. Das ist ganz unübersehbar und soll weder noch darf es in Abrede gestellt werden. Nämlich erklären sich die enormen Zugriffszahlen auf dieserart Publikationen gerade aus der allerbanalsten Identifikation: wir alle müssen einkaufen, wir alle wissen nicht, ob diese oder jene Marke nehmen, wir alle müssen sparen, haben Wochenende und Liebeskummer, oder uns juckt das außereheliche Geschlecht. Außerdem gucken wir gerne Bundesgartenschauen an und machen es uns in kumpelnden Gemeinschaften bequem. *Sowas verbindet*, man ist ganz gerührt: Autor und Leser, beide sind Menschen. Da findet man sich in den Weblogs, du, aber auch *sowas* von, du, gut du. Und darf sich kybernetisch sogar noch anfassen und so. Und wie im Chat wird eine gefühlte enorme Nähe mit hoher Anonymität verbunden. Das erlaubt eine Offenheit, die aufgrund der in realen Gruppen herrschenden moralischen Zurichtung kaum vorstellbar ist, insbesondere in erotischen Belangen. Hinzu tritt die ebenfalls ungefährdete Kommunikation von Klatsch und das, was ich einmal den *Tanz der Ich-Ideale* genannt habe: Es kommunizieren in Chats nämlich die Selbst-Projektionen oder doch idealisierte Abspaltungen des schreibenden Ichs. Da diese selten konsequent ausformuliert, also ungeformt sind, kommt die quasi-orale Struktur der Chats dem chattenden Subjekt gleichsam ein zweites Mal entgegen. Man muss sich letztlich nicht festlegen, sondern kann verschliffen agieren – zumal aus dem Hintergrund und deshalb unangreifbar. Das hat sich auf die Weblogs übertragen, wobei sich die ausgestellte Ich-Abspaltung durchaus schon etwas mehr in Richtung auf ein geformtes Ich-Ideal festigt. Das bedeutet, es wird auch in den von



mir so genannten *Plauderblogs*<sup>5</sup> eine literarische Figur entwickelt, die allerdings – im Gegensatz zu der eines Buches – mit ihren Lesern wechselseitig kommunizieren kann. Wobei die meisten Leser ihrerseits dazu tendieren, literarische Figuren zu werden. Meist betreiben sie ohnedies selbst ein Weblog, für das die hier anskizzierte Dynamik ganz ebenso gilt.

Diese literarischen Figuren bilden ein Netzwerk aus avataren Kommunikatoren, um deren Erscheinung im Netz, das ich einen ortlosen Ort nennen möchte, sich ausgeprägte Nester bilden<sup>6</sup>. Hier brütet – adorno-sch rhythmisiert – andres Fiktives sich aus – und amal-gamiert mit der Realität. Aus dem Internet gärt, durch und durch *informations-cyborgsch*, ein kräftig durchwalkter Teig aus Wirklichem und Erdachtem. Damit ist es *der* Spiegel der gegenwärtigen auch und gerade politischen Realität in der industriell medialisierten westlichen Welt. Das macht die Netz-Publikation für Literaten reizvoll: hier ist das Ästhetische – als Abbildung – tatsächlich mit dem Realen zwar nicht identisch, aber analog. Ein Weblog kann dabei eine herausragende Rolle spielen: nämlich eine überdies interaktive Bühne sein. Man darf deren Wirkung keineswegs unterschätzen. Gerade manche Plauderblogs haben mehr Leser als ein deutschsprachiger Autor der, um ein böses, unter anderem auf mich gemünztes Wort Don Dahlmans zu verwenden, *C-Prominenz*. Selbst wenn – derzeit noch – die galligen Wehmutstropfen zu schlucken sind, dass sich damit kaum etwas verdienen lässt, ist doch die Präsenz, die erreicht werden kann, enorm. Erwähne ich heutzutage zum Beispiel den Lektor meines verbotenen Buches, Denis Scheck, so kann ich davon ausgehen, morgen bereits unter seinen ersten zehn bis zwanzig Google-Links zu stehen. Und er hat ja nicht wenig Erwähnung außerdem. Das entspricht dem kapitalistischen Umschlagsverfahren:

---

<sup>5</sup> Ein sehr schönes etwa hier: <http://desideria.twoday.net/>

<sup>6</sup> <http://albanmikolaiherbst.twoday.net/stories/473386/> sowie <http://www.touchgraph.com/TGGoogleBrowser.html>

Die Verpackung ist teurer und wird auch stärker beachtet als ihr Inhalt, den sie zunehmend surrogiert. Die Zwischenhändler verdienen an dem, wofür der Produzent selbst kaum noch etwas bekommt.

Bisweilen werden Weblogs von mehreren so genannten Bloggern zugleich geführt: die Blogger initiieren dann je neue eigene Beiträge, die wiederum von Lesern kommentiert werden können. Wo dies der Fall ist, hat man es allerdings in keinem Fall mit einem literarischen Weblog, sondern meist mit solchen von ausgewiesen informativem Charakter zu tun, die sich, wie eine privat gemachte Fachzeitschrift, um bestimmte Themengebiete kümmern; auch die rein privaten Mitteilungen der Plauderblogs treten fast völlig zurück. Dafür wirkt, andererseits, eine ziemlich bezeichnende Dialektik, indem nämlich die Weblogs nicht nur aus einem sich ins öffentliche Private bettenden Entertainment entstanden, das aufs Ganze gesehen eher affirmativ ist, sondern eine Art journalistischen Widerstand repräsentieren. Da dieser aber einen offiziell verpflichtenden ständischen Ethos nicht kennt, wird er meist für so unseriös gehalten wie seinerzeit die APO und eben jede nicht kanonisierte Form der politischen Betätigung. Dennoch sind es *sachliche* Weblogs, nämlich auf Ziele und definierte Inhalte bezogen und insofern funktional. Das hat seine Bedeutung, ist aber eben nicht das, was die Theorie eines *literarischen* Weblogs interessiert: Hier geht es vielmehr emphatisch um Poetik: eine funktionale Trennung von Form und Inhalt wird unterlaufen und sogar noch die *hardware* als ein Teil von *software* verstanden. Ob jemand eine Geschichte mit der Hand, mit der Schreibmaschine oder am Computer verfasst, ist eben *nicht* egal. Anders als einerseits Don Dahlmann<sup>7</sup> glaube ich aber nicht, dass das Eigentliche eines literarischen Weblogs in der Kürze der Texte besteht, weil das Netz vorgeblich weniger konzentriert lesen lasse; im Gegenteil kommt mir diese Einlassung allzu enig mit einem *mainstream* daher, den gegenwärtig in den Print-

---

<sup>7</sup> <http://epicore.de/>

medien nahezu alle Publikumsverlage bedienen. Andererseits greift mir auch *lotmans* Haltung<sup>8</sup> viel zu kurz, Weblogs prinzipiell als Tagebücher zu sehen. Das Entscheidende ist vielmehr - wie bei aller Kunst - der *formale Charakter* des Weblogs und dass es, sofern es literarisch (poetisch) ist, diese Form in einen ihrer eigenen Gegenstände und Bewegungsge-setze transzendiert oder doch zumindest den Versuch dazu unternimmt.

Ich verstehe unter einem literarischen Weblog insofern nicht ein Weblog, das literarische Texte veröffentlicht, also Statthalter eines Printmediums im Netz ist, sondern eine Publikationsform, die sich selber zum poetischen Gegenstand macht, indem auch die sie basierende Technologie poetisiert und in die Gestaltung einbezogen wird: Sie ist ebenso Romanfigur wie jemand, über und/oder von dem erzählt wird. Dies schließt an eine der Grundbewegungen der ästhetischen Moderne an: Der Prozess der Entstehung wird selber zum Material des Kunstwerks.

Das ist ohne die Hilfe eines Programmierers nur bedingt möglich. Vielmehr handelt es sich um ein hochgradig vermitteltes Verfahren; vielleicht wird Ihnen jetzt deutlich, weshalb ich anfangs den arbeitsteiligen Charakter so betonte. Zugleich aber präsentiert sich gerade ein Weblog *wie unmittelbar*: Man hat nicht selten den Eindruck einer stupenden Spontaneität, die, ähnlich einer Plauderei, auf Kosten der genauen Sprache, also des genau Gemeinten geht. Daraus resultiert das Gefühl von Unverbindlichkeit, die von Lesern als angenehm erlebt wird, zumal sie sich sehr schnell für Mitglieder einer *community* halten. Selbstverständlich ist zum einen diese *community* Schein, also bereits sie gehört stärker auf die Seite ästhetischer Erfahrung, als dass sie erkenntnistheoretisch mit Wahrheit verbunden wäre. Es ist, insofern eine *Kunstgemeinschaft*, selber bereits Literatur. Zum anderen kann ein bewusst handelnder Autor genau damit spielen, und zwar weniger manipulierend (also leser-

---

<sup>8</sup> <http://lotman.twoday.net>

richtend) – selbstverständlich das auch, aber für die hier interessierende Frage der Netz-Literarizität ist das unbedeutend – als vielmehr *integrierend*. Denn die in Weblogs kommentierenden, sich also selbst einbeziehenden Leser treten – ob anonym oder nicht – als Avatare ihrer selbst auf; auch sie sind letztlich Literatur. So dass sich dem bloggenden Romancier Romanfiguren nicht selten selber zuspieren: gewissermaßen kybernetisieren sich seine Leser und treten als ideale Figuren aus ihrer persönlichen Realität in die Netz-Erzählung ein... *sie betreten einen Roman*: so lässt sich das formulieren. Analytisch gesprochen, machen sie sich ebenso zu einer Projektionsfläche, wie für sie der bloggende Dichter eine ist. Und zwar umso leidenschaftlicher, je stärkere Zustimmung oder stärkeren Widerspruch seine Netz-Repräsentanz in ihnen bewirkt. Denn er selbst macht sich im Netz ja ebenfalls zu einem Avatar, zu einer Romanfigur – und dies umso nachdrücklicher, je intimer er sich in seinem Weblog darstellt.

In den vergangenen zwei Jahren, während der ich mein literarisches Weblog DIE DSCHUNDEL. ANDERSWELT entwickelt und betrieben habe sowie weiterbetreibe und -treibe, wurde mir dieser Sachverhalt erst sehr allmählich bewusst. Hatte ich mich deshalb anfangs noch gegen persönliche Offenbarungen in Form eines Tagebuches gewehrt, so ist das Tagebuch heute eine der tragenden Säulen der DSCHUNDEL geworden. Hierbei ist es – und genau darauf kommt es erkenntnis- und kunsttheoretisch an – restlos unwesentlich, ob die in dem Tagebuch erzählten Inhalte tatsächlich auf realem Geschehen beruhen; das genau ist für Leser so wenig nachprüfbar wie der autobiografische Gehalt von Büchern; man muss deshalb gar nichts fingieren. Deshalb meine heutige Hauptthese, derzufolge sich im Kommunikationsraum des Internets Literatur realisiert: *Dichtung*.

Der literarische Reiz, hier nicht nur mitzutun, sondern es noch anzutreiben, liegt auf der Hand. Zumal Fiktionen in den Cyberraum zu streuen, objektive Wirkung zeitigen kann: geschickt an den Börsen platzierten Gerüchten gleich, hat plötzlich die Dichtung das Zeug, Geschichte zu schreiben und umzuschreiben: sie saugt an einer alten mythischen Kraft. Als gewänne sie sie zurück; nämlich die der Erklärung. Damit verlässt sie das Musical, zu dem der Markt sie gemacht hat, ebenso wie den Raum der schönen moralischen Belehrung, für welche sie das Bürgertum vorsah. Im Netz schreibt Literatur nicht mehr *über*, sondern *ist*. Darauf lautet jedenfalls ein Versprechen. Dichtung ist nicht länger mehr nur Erzeugnis von Kreativität, sondern wirkt ihrerseits kreativ. Dem entspricht die Rezeptionsseite völlig, die nun als Dichtung auftritt, indem sie sich per Weblog zur literarischen Figur macht. Und ich wiederum und das, was ich tatsächlich erlebt habe (*wenn* ich es erlebt habe und nicht ‚nur‘ erfinde), das wird gleichfalls zur gelesenen Fiktion. Sie kann einen derart einnehmen, wie einen Leser neulich, den ich zum ersten Mal persönlich traf: Er beschrieb, seinerseits in einem Weblog, seinen hartnäckigen Eindruck, einer Romanfigur – *seiner* Romanfigur – begegnet zu sein. Ich finde poetologisch gegenwärtig kaum etwas interessanter als diesen Prozess... womit ich die Realisierung dieses Prozesses meine. Wir treffen uns im Cyberraum wie in einem gemeinsam erlebten Roman.

In den letzten zwei Jahrzehnten hat sich durch die Entwicklung des Internets insofern etwas realisiert, wovon die Dichtung immer geträumt hat. Dass sich etwas ‚realisiert‘ habe, ist sehr wörtlich gemeint: als ein „wirklich Werden“ nämlich. Das vor Augen, verliert der Satz seine Banalität. Es lässt sich nunmehr nicht nur beobachten, sondern experimentell ausprobieren und schließlich *formen*, wie sich Wirklichkeit konstituiert. Der Dichter, Schriftsteller, Erzähler, Romancier darf – wie er es immer tat, nun aber geht es konkret – Wirklichkeiten durch Verstellun-

gen zu sich bringen oder durch Verstellungen verklären. Das gilt übrigens auch für diesen Aufsatz. Wer etwa garantiert Ihnen, was ich über diesen meinen Leser erzählte, sei keine Erfindung und auch das hier vorgeführte Weblog als ‚meines‘ nur fingiert? Was garantiert Ihnen, meine Damen und Herren, dass es den Lichtblitz nicht geben wird? Es gibt, meine Damen und Herren, keinen Beweis. Wir müssen glauben. Denn selbst, wenn Sie diesen Lichtblitz nicht sehen, bedeutet das eben gerade nicht, dass er nicht doch *war* oder sogar immer noch ist.

Nun bezahlt der Dichter diesen Zuwachs an realem Einfluss (stelle er sich auch ‚nur‘ durch Verunsicherung her) mit einer gewissen Profanierung, die deshalb zu beklagen ist, als sie die Kunst vom Produkt wieder wegzieht; es geht ihr etwas Heiliges verloren, das dem Mythischen wesenhaft ist. Im selben Maß, in dem ein Text aus dem Halo des Fiktiven herausgenommen wird, verliert der Dichter nämlich an Besonderheit: wird zum Spieler unter Spielern, *Netzspielern*, deren Bedeutung von ihrer Behauptung und den einfachen, schnellen Zugriffen auf diese Behauptung rührt. Wobei wiederum ein Umstand eintritt, der in solcher Intensität höchst selten ist: Die poetischen Fiktionen werden nämlich von aus gänzlich anderen Bereichen stammenden Lesern rezipiert; es hat sie womöglich einzig das Zufallsmuster einer Suchmaschine auf die literarische Seite gelangen lassen. Nun nehmen sie, da sachfremd, die übermittelten Informationen ganz besonders ernst, also für alltagsreal. Das wiederum verändert ihr Verhalten und stützt dadurch die neue mythische Welt, die sich eben dadurch gefestigt *computiert*, um Lévi-Straussens Begriff modern zu wenden.

Und während ich diesen Vortrag halte, wird das gesamte Stuttgart kybernetisiert. Es wird mit allen Gebäuden, Straßen und der kompletten Fauna und Flora aus der Realwelt gelöscht, um sich als und im Cyberraum und nur als solcher neu zu formen. Das ist an sich nichts Neues,

für Stuttgart aber doch, zumal derart parallel mit diesem Vortrag. Ich habe die Arbeit an ARGO. ANDERSWELT für zwei, drei Tage unterbrochen, um sie an diesem 10. November morgens im Stuttgarter Hotel wieder aufzunehmen: mitten in der Coda, eigentlich Stretta des Dritten Teils, der mit der physischen Vernichtung Stuttgarts endet, was allerdings von den Verantwortlichen mit der These gerechtfertigt wird, es handele sich um eine *Befreiung* Stuttgarts, nämlich der Erfüllung des alten Versprechens: ES SOLL KEIN SCHMERZ MEHR SEIN. Avataren lässt er sich hinwegprogrammieren. Sie sind ja reiner Geist. Seinetwegen erwarte ich jeden Moment diesen Lichtblitz, auf den ich zugleich Ihre Sinne zu sensibilisieren versuche. Darüber – und was dazu führte – berichtet das literarische Weblog DIE DSCHUNGEL auch, und zwar bereits seit seinem Entstehen; eingemischt sind wie in unser alltägliches Leben praktische Notwendigkeiten: Tagebuchaufzeichnungen, Dokumentationen, Korrespondenzpartikel, Polemiken, Diskussionen und vieles mehr, das zusammengekommen ein Kontinuum ergibt, vermittels dessen in der flächigen Ausdehnung des Netzes die Tiefe hergestellt werden soll, von der ich bereits sprach. Denn es ist die Flächigkeit, auf die alle Kunst mit gesenkter Stirn zuläuft, durch die sie hindurch will und der sie, gelingt es, eine weitere und einige Dimensionen mehr gibt: Dimensionen des Gefühlten, Denkbaren, Möglichen. Jedenfalls steht in eben diesem Moment Hans Erich Deters in Saal 32 der Neuen Staatsgalerie und versucht in der *einen*, eine Fremddiskette in den verborgenen Zentralcomputer zu schieben, um das Programm zu manipulieren, das die Welt im Innersten zusammenhält – und um damit eine gesamte neue Projektionswelt zu schaffen; in der *anderen* Dimension handelt es sich allerdings um einen Selbstmordattentäter, der jeden Moment die Zündschnur seines Bombengürtels ziehen wird, woraufhin zeitgleich wenigstens zweierlei geschieht: Die Staatsgalerie, unterirdisch verbunden mit dem Neuen Kunstmuseum, fliegt in die Luft und reißt das gesamte Stuttgart mit; dadurch aber initiiert sich in der ersten Welt ein Kybernetisierungsvor-

gang, der das Raum-Zeit-Kontinuum wie einen Atomkern spaltet: Als Druckwelle fliegt die Zeit nun ihrer eigentlichen Explosion v o r a u s. In-  
sofern werden wir alle von unserer physischen Dehydrierung nichts merken, es sei denn, wir sähen den Lichtblitz; und werden fortan als Avatare im Cyberraum weiter existieren, als wäre überhaupt nichts geschehen. Kurz: Wir werden weder von der Explosion noch von unserem physischen Ende etwas mitbekommen. Dem geht die menschliche Fähigkeit völlig analog, hinter Computerbildschirmen stundenlang auszuhalten, ohne das Vergehen von Zeit auch nur zu bemerken. Was daran liegt, dass ein von Screens emittiertes Licht in der Zusammensetzung dem Tageslicht homolog ist und das Gehirn diesen Umstand dahingehend interpretiert, es sei auch Tag. Die Wahrnehmung von Realität wird modifiziert wie unter Drogen. Auch das ist eine Wirkung des Cyberraums.

Vielleicht spüren Sie jetzt, dass ich, sowie ich über das literarische Weblog spreche, einen Roman erzähle, in dem wir uns alle in dem Moment selber befinden, in dem wir das Internet betreten und an ihm teilnehmen. Wer darin nur recherchierend surft, um sich seiner als pures Informationsinstrument zu bedienen, dem bleibt dieser wesenhafte Aspekt, auch wenn er davon ergriffen wird, allerdings fremd: Die Information nämlich sind wir selbst, bzw. wir sind Teil eines nicht geregelten Informationskontinuums, das sich allerdings immer weiter in Richtung normierender Regeln verschiebt und schließlich – möglicherweise – entropisch zur Ruhe kommen wird. Sofern es sich nicht, was zu wünschen wäre, wieder zusammenzieht und irgendwann implodiert, so dass mit einem neuen Big Bang Welt von vorne beginnt. Und wieder bin ich in der Science Fiction und bin bei Hans Deters, der, während Sie mir zuhören, keine drei Kilometer von hier entfernt vor dem grünen Gitter steht, das die Stuttgarter Neue Staatsgalerie vom Stuttgarter Neuen Kunstmuseum trennt. Sie wenden ein, aber dazwischen liege doch noch eine riesi-



ge Straße und ein Stück Park und der Schloßplatz. Nun ja, es gibt *Schleusen* im gekrümmten Raum, Sie müssen nicht jede Ausbeulung gehen. Dazu haben wir ja das Netz. Der Saal hat rote Wände und Lichtschächte oben und ein verglastes Lichtgitter ebenfalls oben; rechts gibt es eine indes verschlossene Tür: eben damit Sie dem Irrtum der Realität nicht erliegen und sie öffnen können: dahinter würde nämlich bloß eine weitere Parallele möglicher Zeitabläufe geöffnet. Vorsichtig legt Deters den einen Selbstprojektor, den ihm eine Widerstandskämpferin gab, in das vierte Gitterfach von rechts der fünften Reihe von unten. Und wartet ab. Während er sich vorstellt, wie wir hier im Literaturhaus Stuttgart sitzen und Ihnen jemand etwas von einem Lichtblitz erzählt, an den Sie nicht glauben. Das amüsiert ihn, das verkürzt ihm die Zeit. Nur deshalb stehe ich hier. Als seine Vorstellung. Er kann uns sehen, wir alle sind seine Einbildung. Sie zum Beispiel.... Sie auch... er erfindet Ihnen Geschichten. (*Ein Foto machen.*) Und ich stelle Ihr Bild mit seiner Geschichte ins Netz. Schon nehmen auch Sie als eine literarische Figur am Kommunikationsfeld des Internets teil.

Fiktives und Reales, Mechanisches und Organisches, das Ästhetische und die tiefe Praxis vereinen sich, die Kategorien verschwimmen – sie *flirren*, wie ich an anderer Stelle schrieb<sup>9</sup>. Damit spiegelt das Internet auch in den Weblogs eine Grunddynamik der modernen, postmodernen und nachpostmodernen Welt: der Industrieländer mithin. Aufgrund der Unentscheidbarkeit verfallen sie, auch wenn die Struktur komplexer und eben technisch und nicht naturhaft vermittelt ist, einem Erklärungsmodellen so genannt einfacher Völker analogen Mythos. Hierauf hat bereits Levi-Strauss hingewiesen und den von mir oben schon verwendeten Begriff der *bricolage* in die Erkenntnistheorie eingeführt. Netzschriften und insbesondere Weblogs sind *grundsätzlich* brikoliert: Was ohnedies, aber aus sozusagen erkenntnistheoretischer Not geschieht, wird in

---

<sup>9</sup> Das Flirren im Sprachraum, a. a. O.

literarischen Weblogs bewusst gestaltetes Material; nicht selten wirft das Lustgewinn ab. Denn anders als es etwa Bücher können, scheint das Netz über die Fähigkeit zu verfügen, sich quasi-direkt mit dem Ganglion zu verschalten, wodurch etwa ebenfalls der Suchtcharakter erklärbar würde, den die meisten Chats ganz offenbar auf ihre *user* ausüben, aber auch die auffällige Kürzung des Zeitgefühls, von der die Rede war; jeder mit dem Computer Beschäftigte hat sie schon erlebt: Binnen weniger Minuten scheinen Stunden vergangen zu sein. Unabhängig von dem physiologischen Grund, wird möglicherweise quasi überbrückt, was ich einmal den *Widerstand des Materials* nennen möchte. Oder es *ist* gerade dieser Grund. Jedenfalls kommt eine solche scheinbare Unmittelbarkeit auch sehr vielen Weblogs zu, und zwar schon deshalb, weil sie, glaube ich, die distanzierteste Form höchster Intimität repräsentieren, die sich vorstellen lässt: Sie schützen ebenso, wie sie offenbaren. Allerdings hat der Gesetzgeber aus recht hinterfragbaren Gründen der Anonymität unterdessen einen Riegel vorzuschieben versucht. Ohne die neue Impressumspflicht jedenfalls wird der Öffentlichkeit die Rolle eines oft auch zustimmenden sozusagen Beichtigers zugeschrieben. Sie wird, aufgehoben in der Form der anonymen *community*, zum Eltern-Objekt. Dies nun beschreibt ziemlich genau das Verhältnis eines Schriftstellers-als-Künstler<sup>10</sup> zur Öffentlichkeit, insoweit sie metaphorischer Stellvertreter des idealen Lesers und eben nicht Zielgruppe (!) ist. Dieser ist selbstverständlich eine Projektion des Künstlers, indes seine notwendigste: denn ihm vertraut er sich, wenn er gräbt, an. Nicht anders der Weblogger/die Webloggerin der anonymen Leserschaft.

An dieser Stelle gewinnt ein Begriff an Bedeutung, den ich vor anderthalb Jahren prägte und den näher und genauer zu fassen ich derzeit bestrebt bin: die anthropologische Kehre. Der bisherige Entwicklungsgang dieser Denkfigur lässt sich, wie auch ihre theoretische Entwicklung, im

---

<sup>10</sup> Nicht des Schriftstellers als journalistischer Aufklärer; das sind zwei verschiedene Berufungen!

literarischen Weblog DIE DSCHUNGEL nachverfolgen; an dieser Stelle sind mir nur flüchtige Anmerkungen möglich und auch nur insoweit opportun, als sie anzudeuten versuchen, was ein Weblog eigentlich ist. *Anthropologische Kehre* meint nämlich nicht etwa, der Mensch habe sich durch den Kontakt mit den Neuen Medien und namentlich dem Internet verändert – das ist freilich möglich und würde auch nicht bestritten, doch darum geht es erst einmal nicht. Sondern das Wissen über den Menschen und meines über mich, Ihres über sich selbst, hat sich durch das Netz verändert und erweitert – oder wird das noch tun. Es ist keines, das mit unserem bisherigen moralischen Bild übereinstimmen will, weshalb ich eben von *Kehre* spreche. Der Begriff wertet auch noch nicht; er stellt nur fest. Wir drehen uns sozusagen im Netz zu uns um und sehen nicht mehr nach vorne in ein imaginäres Ziel, bzw. auf das präformierte, vom öffentlichen Über-Ich zensurierte (moralische) Ich-Ideal, sondern zurück in unser eigenes Gesicht, aus dem dann ein sehr viel weniger öffentlich, allenfalls privat zensuriertes neues Ich-Ideal destilliert wird: Dieses bekommt den Zutritt ins Netz und kommuniziert dort mit anderen weitgehend von öffentlichen Sanktionen befreiten Ich-Idealen. Jeder Besuch der kaum kontrollierbaren *Usenet*-Newsgroups verdeutlicht einem diesen Prozess zur Genüge. Es handelt sich bei deren *users* – bitte machen Sie sich das klar – keineswegs um vernachlässigungswerte Minderheiten: Im Gegenteil scheinen sie nur die oben schwimmende Eisbergspitze zu repräsentieren; der ganze ungeheure Rest des Eises versteckt sich noch nicht auf die nötige Technologie, sonst sähe man auch ihn.

Nun sind alle die sicher keine Literaten. Zum Betreiber eines literarischen Weblogs wird ein Blogger ohnedies erst dann, wenn er sich über diese und ähnliche dynamische Phänomene klar geworden ist und sie in das Kalkül seines künstlerischen Schaffens bewusst einzubauen versucht – ob mit Erfolg, sei einmal dahingestellt; so etwas entscheidet ohnedies

meist die Nachwelt. Zumal ist auch das künstlerische Schaffen von unbewussten Vorgängen nicht frei, ja eventuell sind eigentlich sie es, die ihm Seele geben; in ihnen gräbt der Künstler, aus ihnen gräbt er a u s, sie sind sein tiefstes Material. Genau deshalb kann das literarische Weblog seine Kunst – oder einen bzw. einige ihrer Aspekte – möglicherweise überhaupt erst erfüllen. Denn auf die Archäologie trifft nun das vom öffentlichen Zwang gelöste Ich-Ideal: Es *findet* sozusagen zu seinen Gründen. Dieser Prozess ist ebenso beklemmend wie befreiend und wird von den Lesern nicht nur an- sondern oft auch aufgenommen, so dass sich an ein literarisches Weblog zunehmend weitere Unternehmen drängen, die nunmehr ein nicht-intentiöses Netzwerk ergeben. Das bedeutet: die Figuren entstehen aus ihrer Interaktion, sie sind nicht mehr vorgängig und nicht mehr auf ein Ziel aus. Kunsttheoretisch gesprochen: Der Roman *schreibt sich* nach der organischen Maßgabe seiner produktiven Eigengesetzlichkeit.

Merken Sie die Bewegung? Wie bei Levi-Strauss, aber auch Adorno/Horkheimer beginnen wir mit einem nüchternen, ja banalen Prozess – dem Gequassel eines Chats – und enden oder enden *fast* in der Mythologie der frühen brikolierten Welt. Es ist dabei kein Zufall, dass deren Darstellung unterdessen kaum mehr konkret möglich ist, weil auf den jeweiligen Einzelsegmenten die Pranke eines neuerdings verstärkten und zementierten Urheberrechtes liegt.

Der eigentliche Charakter der *bricolage*, die Montage nämlich aus *objets trouvés e cherchés*, entzieht sich aus eigentumsjuristischen Gründen der Darstellung. Auch hier ist das Netz, aufgrund sowohl seiner Internationalität, die die verschiedenen Gesetze gegeneinanderstemmt, als auch wegen seines anonymen Charakters die noch am wenigsten sanktionierte und sanktionierbare Plattform einer der Wahrheit und nicht dem Entertainment verpflichteten Kunstbewegung. Wobei das Entertainment

selbst, als Divertimento verstanden, durchaus nicht zu fehlen braucht: Es ist nur nicht das Ziel, sondern ein zuzeiten höchst angenehmes Seitenergebnis. Aber für die Kunst ist es überflüssig. Allerdings spült es ihm die Leser zu.

Meine Damen und Herren, es hat im Vorfeld zu diesem Aufsatz eine kleine Auseinandersetzung auf meinem literarischen Weblog DIE DSCHUNGEL gegeben, in dem ich – wie üblich bei Arbeiten, die mich beschäftigen – einige Skizzen bereits veröffentlichte. *Skizzen*, nicht etwa Auszüge aus dem bereits fertigen Vortrag. So etwas vorab zur Diskussion zu stellen, ist insofern interessant, als dass sich dann bereits etwaige Kommentare in einen Text – also in eine Überlegung – mit einbauen lassen. Es geht in DEN DSCHUNGELN generell um ein dynamisches Verfahren, das dem Printmedium verschlossen ist. In ihm sehe ich sehr viel mehr als in der nun wirklich wohlfeilen und artifiziell auch fragwürdigen Position Dahlmanns eine vom Netz offerierte neue ästhetische Dimension.<sup>11</sup>

Wie auch immer, es fällt sich eine Fragestellung aus, die mir zuvor nie wichtig war, es dadurch aber wurde und nun weiterhin ist: Wie ist es im Netz um die kulturelle Erbschaft bestellt, wenn denn eine kybernetische Publikation über ihr rein Informatives hinausweisen möchte, sie also bleibenden Kunstanspruch erhebt und nicht immer schon vergangen sein will? Kunst hier eben nicht verstanden als ein zum Konsum bestimmtes Produkt, das seine Aufgabe dann erfüllt hat, wenn sich sowohl ihr Gebrauchs- wie Tausch- und also ein (kapitalistischer) Mehrwert realisiert haben. Sondern Kunst als eine Grundlage des kollektiven Gedächtnisses, auf dem das Selbstverständnis und auch die Rechtfertigung eines Volksverbundes, etwa Europas, beruhen. Publikationen im Netz sind insbesondere als Weblogs höchst flüchtig, da sie selbst dann am

---

<sup>11</sup> <http://www.kritische-ausgabe.de/index.php/archiv/419/>

Zeitstrahl vergehen, wenn sie de facto irgendwo in der Tiefe einer Website erhalten bleiben... aber bereits der Begriff „Tiefe“ ist, um Vilém Flusser zu travestieren, der ihn für den Bildschirm verneinte, bei jeder Netzpublikation fragwürdig: schon weil er räumlich und nicht, wie ein Weblog, zeitlich konstituiert ist. Darauf und wie dagegen angegangen wird, bezog ich mich weiter oben und will das nun nicht wiederholen.

Mein Kritiker nahm den Einwand einer Vorkritikerin auf, die die Abhängigkeit des Kunstwerkes von einem gewissen technischen Standard bedenklich fand. Ich zitiere: „Literarisches Webloggen oder Literatur im Netz lässt nichts übrig, was nach dem Armageddon von der Nachwelt zu rekonstruieren oder zu deuten wäre. Es überliefert nicht.“<sup>12</sup> Der Kritiker nun, im Netz *Stromberg* genannt, band die kollektive Identität einer Art, bzw. Gattung an ihr kulturelles Gedächtnis und parallelisierte dies mit der biologischen Entwicklung einer Art, der biologischen Erbschaft vermittelt ihrer Gene. Das ist schlagend, wenn man einmal akzeptiert, dass sich Kultur und kulturelle Identität auch in ihrer Weiterentwicklung von biologischer Identität durch Sublimation absetzt; das heißt: natürliche Vorgänge werden mimetisch übertragen und in ein metaphorisches Feld übersetzt – *transzendiert* wurde das einmal genannt –, das weitgehend kommunikabel, also bewusst ist und sich *als* Kommunikables vom jeweiligen Träger-Individuum distanziert: es wird abstrakt. Derart losgelöst, kann es unabhängig vom persönlichen Individuum überleben, braucht nun aber, um fruchtbar zu bleiben (sich fortzupflanzen), ein anderes Trägermedium. In den letzten Jahrhunderten war dies die Schrift, erst auf Papyrus, schließlich in Büchern. Derzeit, rein praktisch, werden diese Printmedien durch Orte im kybernetischen Raum ersetzt, ja in sie überführt. Tatsächlich wird dabei übersehen, dass die neuen Orte bislang noch sehr viel flüchtiger sind als es die Bücher jemals waren. Pessimisten können das darum auch so betrachten: Kulturelles

---

<sup>12</sup> [http://www.20six.de/elsa\\_laska](http://www.20six.de/elsa_laska)

Gedächtnis wird ausgelöscht, indem es seinem schnelleren Verfall zuge-  
spielt wird. Optimistisch gesehen, wird lediglich die Haut des Widders  
als Goldenes Vließ gehandelt, bevor man ihn im Stall hat; doch bekannt-  
lich macht die Börse mit genau so etwas gar keine so schlechten Geschäf-  
te. Eine Wertung des Vorgangs muss von daher gespalten bleiben, sie  
vollzieht sich im Grunde nach dem persönlichen Geschmack und der je-  
weiligen, sagen wir, kulturellen Risikofreude. Das gilt auch für das lite-  
rarische Weblog, insofern es *in seiner Gestalt* Kunst sein will. Die stets  
mitverarbeiteten Inhalte hingegen lassen sich wie bei Weblogs oder an-  
deren Netz-Publikationen, die das Printmedium lediglich *vertreten*, jeder-  
zeit aus ihrem Zusammenhang lösen und dann tatsächlich getrennt und  
herkömmlich publizieren. Es werden von der befürchteten Vergänglich-  
keit eines literarischen Weblogs also gerade nicht seine Inhalte gefähr-  
det, sondern es ist die *Form* und vor allem der *Inhalt als dynamischer Pro-  
zess*, was auf dem Spiel steht und von demjenigen riskiert wird, der sich  
künstlerisch auf das poetische Bloggen einlässt. Er versucht eine Kreis-  
quadratur: Wie erhalte ich, was vergeht, ohne es festzusetzen... – in den  
Worten der unterdessen schon Alten gesprochen: ohne es zu verdingli-  
chen?

Berlin, Oktober/November 2005

*Alban Nikolai Herbst betreibt das Weblog*

*DIE DSCHUNGEL. ANDERSWELT*

*<http://albannikolaiherbst.twoday.net>*

Öffentlicher Vortrag im Rahmen des Symposions "Literatur und Strom", Litera-  
turhaus Stuttgart, 10.11.2005. Dieser Text erscheint auch im 1. Halbjahr 2008 in ei-  
nem Essayband (Verlag Tisch 7).

## Mandrakes Versagen - Interfaktionen im Internet

Meine erste leibliche Begegnung mit einer Romanfigur fand im Oktober 2005 statt. Ich weilte für einige wenige Tage in Berlin, war da geschäftlich unterwegs, hatte den Terminkalender gestopft voll und rechnete eigentlich nicht damit, dass sich ein Zeitfenster für dieses denkwürdige Treffen auftun würde.

Bislang hatte ich Alban Nikolai Herbst nur über sein Weblog *DIE DSCHUNGEL. ANDERSWELT*<sup>13</sup> gekannt und mir über die Lektüre seiner Beiträge ein entsprechendes Bild gemacht, das – den Aufforderungen des Autors an seine Leser folgend – sich nur daran orientierte, was der Schriftsteller selbst von sich preisgab oder preiszugeben vorgab. Was wusste ich über Herbst? Das, was über ihn geschrieben stand. Ein dummer Zufall, dass Schriftsteller Herbst und Weblog-Protagonist Herbst denselben Namen trugen.

Die zwei Stunden, die wir – durch die Strassen Berlins flanierend – miteinander an jenem sonnigen Nachmittag verbrachten, reichten gerade aus, um das Bild, das ich mir von der Figur Herbst gemacht hatte, zu verifizieren. Sie führte mich an Schauplätze, an denen die Einträge in seinem Weblog spielten, vertiefte im Gespräch Themen, die im Weblog zur Sprache gekommen waren. Zeit für eine Falsifizierung meines Bildes von der Figur Herbst (durch die Entdeckung von im Weblog nicht thematisierten Aspekten seiner Person, zum Beispiel, durch die Feststellung, dass Figur und Mensch nicht deckungsgleich sind) war nicht, so dass ich mich mit dem eigentümlichen Eindruck von Herbst verabschiedete, soeben einer Romanfigur begegnet zu sein.

---

<sup>13</sup> <http://albannikolaiherbst.twoday.net>



Von solchen Dichter- und Schriftstellerfiktionen gibt es in der Blogosphäre eine ganze Menge. In einem Weblog (egal ob literarisch oder nicht) genießt das Wörtchen „Ich“ eine privilegierte Stellung: Ich bin es, der dort von meinen Sexvorlieben und Kneipentouren erzählt, ich, der meiner Empörung über das Weltgeschehen Ausdruck gibt, ich, der die technischen Highlights einer neuen Soundkarte hervorhebt oder niedermacht. Ich bin es, ich, der dies hier schreibt, und ganz egal, wer das hier liest: Aufgrund der Art und Weise, wie ich mich hier präsentiere, macht er sich ein Bild von mir.

Wer sich dessen bewusst ist, hat mit dem Wörtchen „Ich“ ein machtvolles Instrument zur Hand. Kein Schriftsteller, der das nicht wüsste. Gezielt kann er diesem Ich Informationen zuordnen, Geschichten, Erlebnisse, Lügen – oder eben nicht.

Ein Meister im sparsamen Umgang ist der Schriftsteller Hartmut Abendschein. In seinem Weblog „taberna kritika“<sup>14</sup> findet sich ein „Ich“, das den Autor bezeichnete, praktisch nicht. Taucht es auf, dann immer als (in diesem Sinne auch deklarierte oder deutlich erkennbare) Fiktion – als Figur einer Geschichte, als Element eines Gedichts. „Ich“ ist immer ein anderer.

Als ich mit Hartmut Abendschein im Dezember 2004 das Internetportal für literarische Weblogs in deutscher Sprache *litblogs.net* gründete, hatte ich ihn persönlich noch nie getroffen. Ich kannte nur sein Weblog, folglich aber auch kein „Ich“. Eine reichlich abstrakte Person also, mit der ich im Herbst jenes Jahres Kontakt aufnahm. Obwohl wir uns im Laufe der folgenden Jahre mehrmals in persona trafen, einander die Hand schüttelten, miteinander assen und tranken und im Nebenbei bei einem dieser Treffen auch noch eine Literaturzeitschrift aus der Taufe hoben<sup>15</sup>,

<sup>14</sup> <http://www.abendschein.ch/site/weblog>

<sup>15</sup> <http://www.spatien.net>

besteht (ironischerweise?) das Bild, das ich mir von Abendschein mache, vor allem aus seinen Texten.

Abendschein, hiesse dies in letzter Konsequenz, existierte, hätte er nie etwas geschrieben, nicht. Fiktiver geht's fast nicht mehr.

Ganz folgerichtig waren es auch seine Texte, die eine weitere Zusammenarbeit anstießen: Im April 2005 publizierte Abendschein eine erste Serie von Bemerkungen zur Gedichtreihe „die stadt – kein zyklus“, die in ihrem formalen Aufbau (der mich stark an die Sprache logischer Schlüsse und Argumentationen erinnerte) bestachen und in ihrer die herkömmliche Logik sprengenden Bedeutung Räume aufbrachen, in denen ich mich in der Folge selbst schriftstellerisch umtat. Im August 2007 erschien unser erstes gemeinsames Buch „urban studies“<sup>16</sup>.

Siedelt Abendschein die Rolle des „Ich“ in der Abwesenheit an, ist das „Ich“ in Michael Perkampus' Weblog<sup>17</sup> nicht zu übersehen. Allgegenwärtig und unüberhörbar donnert hier das „Ich“ (gelegentlich auch unter dem Synonym „P.-“) aus den Beiträgen, als böte die Sprache nicht Raum genug für dieses Wesen. Überbordend präsentieren sich denn auch die Texte, gewaltig ausgreifend, über die Grenzen der Vorstellungskraft hinaus, hinein ins Deftige, hinaus ins Universum, überall das Phantastische findend: „Dies ist meine Welt. Dies bin Ich.“ Egal, ob in tagebuchartigen Einträgen, ob in Romanskizzen, ob in Erzählungen, in Gedichten.

So raumgreifend gibt sich P.- in seinem Weblog, dass er über sich hinaus in den Leser hineingreift. Unverhohlen, nie einen Hehl aus seinen Ambitionen machend, stösst er in die Welt des Lesers vor.

---

<sup>16</sup> Erhältlich im Buchhandel oder unter <http://www.etkbooks.com>

<sup>17</sup> <http://laermende-akademie.com/perkampus/wordpress/>

Seit einigen Monaten schreiben P.- und ich an einem gemeinsamen Buch. Kapitel für Kapitel, abwechselnd jeweils, er eines, dann ich, dann wieder er. Wie kraftvoll P.-s Präsenz bis in dieses Projekt hineinwirkt, zeigt sich an den Kapiteln, die ich bisher schrieb: Da fallen die Grenzen, für mich bislang Unvorstellbares bricht in den Text hinein, es ist phantastisch.

Irgendwo zwischen Abendschein und Perikampus, zwischen völliger Verschwiegenheit und unlimitierter Expansion, fährt die Isla Volante<sup>18</sup> zur See. Wortkarg sind die Bildermacherinnen, die das Leben auf dieser Insel protokollieren. Ihr Metier ist das Bild, und so ist ihr Blick auf die Insel das Einzige, was man über sie erfährt. Hinter den Bildermacherinnen stehen das Künstlerduo Rittiner & Gomez, als solche auch eine Fiktion, ist meines Wissens doch nur einer von ihnen auf der Gemeinde von Hondrich gemeldet, obwohl keiner von beiden je ohne den jeweils anderen gesichtet wurde. Die ISLA VOLANTE, mag jetzt der eine oder andere sagen, gibt es demzufolge nicht, die Bildermacherinnen sind vorgeschobene Erfindungen eines Künstlerpaares, das nicht existiert. In diese Reihe logischer Schlüsse fügte ich mich ein und begab mich auf eine imaginäre Reise durch Südamerika, schickte periodisch Postkarten in meine fiktive Heimat, wo die Bildermacherinnen die Fotos auf der Kartenvorderseite, die qualitativ oft zu wünschen übrig liessen, künstlerisch überarbeiteten.<sup>19</sup>

Die Kooperationen mit anderen Künstlern, die nie stattgefunden hätten, führte ich kein Weblog, sind die bereicherndste Erfahrung für mich als bloggenden Schriftsteller. Ohne Weblog hätte ich keinen der oben erwähnten Künstler kennen gelernt, ohne eigenes Weblog mich an den Weblogbeiträgen anderer, hier nicht erwähnter Künstler reiben und von ihnen lernen können.

<sup>18</sup> <http://logbuch.isla-volante.ch>

<sup>19</sup> <http://logbuch.isla-volante.ch/category/postkarten/>

Ohne eigenes Weblog besäßen die wenigen Dutzend regelmässiger Leser von HANGING LYDIA kein Bild von mir. Denn auch ich – und das ist die einzige zulässige Schlussfolgerung, die sich aus meiner Arbeit ergibt – bin eine Fiktion.

\* \* \*

16. 07. 2007

### **Tod eines Priesters**

Der Fund einer Leiche am Strand von Copacabana führte im Verlauf des frühen Sonntagnachmittags zu einem kleinen Stau an der Promenade. Der Tote war in einen Priestertalar gekleidet und sass festgezurr in einem Rollstuhl. Es wird angenommen, er sei im Sand von seinem Betreuer vergessen worden. Als die Flut kam, schaffte es der Gelähmte nicht, das Gefährt aus eigener Kraft aus dem Sand zu stemmen und ertrank in den Wellen.

Der aufgeregte Lärm, der um den toten Priester gemacht wird, dringt durch die dünne Kartonschachtel an Mandrakes Ohr. In seiner engen Schachtel zusammengefaltet, lauscht er den Sirenen von Feuerwehr, Polizei und Ambulanz, schüttelte – wenn er denn könnte – den Kopf über die ersten wilden Spekulationen, die in Rios heisser Luft die Runde machen.

Die Wahrheit, weiss Mandrake, ist viel komplizierter. Nach dem Abtransport der Leiche durch die Gerichtsmedizin löste sich der Stau wieder auf und machte Sonnenbadenden Platz.

Stunden später sollte der Strand von Tausenden ausgelassenen Menschen überflutet werden, die den Sieg Brasiliens über ein gedemütigtes Argentinien an der Copa América feierten.

19. 07. 2007

## **Der perfekte Mord**

Der Umzug von einem Kontinent auf den anderen (der Flug ist nun gebucht, am 22. November verlassen wir die Schweiz) beschäftigt auch Mandrake, der sich in seiner Schachtel mit einer mysteriösen Mordserie herumzuschlagen hat. Gedanken über den perfekten Mord. Den es, seiner Meinung nach, nicht gibt. Unaufgeklärte Mordfälle seien immer zurückzuführen auf schlampigen Umgang in der Spurensicherung, auf mangelnde Fähigkeiten des ermittelnden Personals (deren wichtigstes Instrumentarium die Logik mit ihren Schlussverfahren Abduktion, Induktion und Deduktion ist), auf unglückliche Zufälle.

Nun sieht er sich gezwungen, seine Meinung zu überdenken.

In seiner Theorie passt alles zusammen: Opfer, Täter, Tatmotiv. Nur der Tatort nicht. Ach, wären die Morde nur in Lappland begangen worden – längst hätte man ihn aus seiner Schachtel genommen! Mandrakes Leichen befinden sich jedoch in Rio. Und das ergibt – da mag er sich noch so viele schlaflose Nächte um die Ohren schlagen – einfach keinen Sinn.

23. 07. 2007

### **Mandrake wird verschachtelt**

Mandrakes beste Jahre sind vorbei. Seit langem. Er selbst ist nur noch Geschichte, verblässende Erinnerung. Seine Karriere nahm ein abruptes Ende, als das Schild mit seinem Namen von der Tür seiner Anwaltskanzlei abgeschraubt wurde und er den Befehl erhielt, sich auf den Boden zu legen, die Augen zu schliessen und sich ganz locker zu machen. Dann ging alles sehr schnell. Er spürte, wie er ohne jede Sentimentalität zusammengefasst wurde, der Oberkörper auf die Schenkel, der Kopf zwischen die Knie, die Arme an den Rumpf, dann die Beine angewinkelt, als sollte er in die Hocke. Schliesslich griff jemand von hinten um seinen Körper, packte ihn – Mandrakes Rücken an seinen Bauch gepresst – an den Schienbeinen und hob ihn an. Nur kurz, dann wurde er herabgesenkt. Am Scheitel, an den Fusssohlen (man hatte ihn, bevor er sich hinzulegen hatte, gebeten, die Schuhe auszuziehen) und an den Armen, spürte er einen Widerstand wie von Karton, der auf Druck etwas nachgab. Bleib so, hiess man ihn, es war plötzlich eng geworden und Mandrake konnte sich ohnehin nicht bewegen. Er hörte, wie Papier zerknüllt und in die wenigen Leerräume gestopft wurde, die zwischen Rumpf und Gliedern noch vorhanden waren. Es musste sich beim Papier um das Manuskript seines letzten, völlig missratenen Falles handeln, denn etwas anderes wäre in seinem Anwaltsbüro nicht zu finden gewesen, abgesehen vielleicht von den alten, liebevoll gerahmten Zeitungsausschnitten an der Wand hinter seinem Schreibtisch, die von Mandrakes Erfolgen aus besseren Zeiten erzählten.

Deckel geschlossen und verklebt, steht die Schachtel jetzt im Keller zwischen anderen Schachteln voller Dinge, von denen keiner genau sagen kann, weshalb sie nicht längst entsorgt worden sind.

24. 07. 2007

## **Wie Mandrake in die Schachtel kam**

Anfangs machte Mandrake die ungewohnte Körperlage Mühe. Keine Viertelstunde war seit seiner Verräumung vergangen, da machte sich sein gekrümmter, zum Zerreißen gespannter Rücken mit heftigen Schmerzen bemerkbar. Mandrake versuchte sich zu strecken, aber da war nichts zu machen. Die Schachtel war eng. Seine jüngste, unrühmliche Vergangenheit nahm ihm auch den letzten Platz, den es hier drin noch gegeben hätte. Das zerknüllte Papier seiner verunglückten Memoiren stopfte kompakt jeden Freiraum aus.

Mandrake gab sich keinen Illusionen hin. So gründlich hatte er bei seiner letzten Mission versagt, dass für Zweifel an der Dauerhaftigkeit seines jetzigen Zustands schlicht kein Platz war. Auch dafür nicht. Er hatte es sich so gründlich mit allen verdorben, einschliesslich seines Chronisten, der seine Arbeit immer aufmerksam verfolgt und – manchmal, das sei zugegeben, etwas schönfärberisch – aufgezeichnet hatte, dass eine Reaktion hatte kommen müssen.

Mandrake hatte sie erwartet, geradezu provoziert, weil er so müde war der aufgetakelten Witwen vermögender Unternehmer, der aufgeblähten, arroganten Sprösslinge jungreicher Familien und der Art und Weise, wie diese mit Menschen aus bescheideneren Verhältnissen umgingen, dass er ihnen nicht länger als Anwalt zu Diensten sein mochte. Für Geld konnte man sich alles kaufen? Nun denn, Mandrake hatte sie eines Besseren belehrt, hatte sich kaufen lassen und dafür die sich so sicher wählende Geldnobilität Rio de Janeiros tüchtig aufgemischt. Die Reaktion erfolgte denn auch tatsächlich prompt, aber – immer dieses "aber", das, wann immer es in einer Geschichte auftaucht, eine bedrohliche Wendung im weiteren Verlauf der Ereignisse verspricht... – es kam

dann doch nicht so, dass er eines Morgens dank einer geschickt durch seinen Kopf geschickten Kugel nicht mehr erwachte oder auf offener Strasse am helllichten Tag von obskuren Gestalten in einen Wagen mit abgedunkelten Scheiben gestossen, aus der Stadt verfrachtet und auf einem verlassenen Acker ohne Federlesens exekutiert wurde, sondern so. Die schlimmste aller Möglichkeiten: ausrangiert, im Keller verstaubt, nicht weggeworfen.

Es gibt Menschen, die hängen an nutzlosen Dingen.

23. 08. 2007

### **Mandrake funkt**

Ich schlafe sehr schlecht in letzter Zeit, und so schlecht mein Schlaf ist, so mühsam ist mir das Einschlafen. Jetzt, da es nun wirklich in den Endspurt geht, streckt sich die To-do-Liste wieder enorm in die Länge und so liege ich also im Bett und versuche, nichts zu vergessen. Es geht um das genaue Einhalten von Terminplänen, damit die für die Auswanderung noch benötigten Dokumente in der vorgesehenen Reihenfolge bei den jeweiligen Ämtern eintreffen und kein Durcheinander entsteht. Zugleich steht die Wohnung bereits voller Kisten, ein Chaos, das den Schlaf auch nicht gerade fördert. Hinzu kommt eine Reorganisation in der Firma, die meine verbleibenden sechs Wochen im Büro wirklich zur Qual macht. Einen derart eklatanten Mangel an gesundem Wirtschaftsverständnis habe ich selten erlebt – und dies, obwohl sich das einst ehrwürdige Unternehmen, seit ich hier arbeite, permanent im Reorganisationsstatus befindet. Was die heutigen Retorten-Manager nicht begreifen, ist, dass sich am besten auf Basis eines gesunden Menschenverstandes wirtschaften lässt. Sie begegnen den Menschen mit Unverständnis (und Unvermögen) und verstehen nicht, dass es mit den Zahlen zugleich bachab



geht. Es gibt da einen Zusammenhang, meine Herren in rosa Hemden (die neue Mode in der Teppichetage – tatsächlich).

Der Schlaf, also, kommt mir derzeit nicht so leicht, ich habe also zu einem pflanzlichen Schlafmittel gegriffen, das etwas streng riecht, aber wunderbar wirkt: Ich schlafe ein, schlafe traumlos tief und erwache ganz erfrischt. Das nun seit drei Nächten, und die Welt sieht wieder ganz anders aus. Was mir aufgefallen ist: Nach einer traumlosen Nacht geht man durch den Tag und sieht die Welt so, wie sie sich dem Auge präsentiert: ganz ohne Magie. Es gefällt mir nicht. Ich bin aber nicht sonderlich besorgt, da ich überzeugt bin, dass in diesem Jahrhundert sich auch in der westlichen Welt endgültig die Erkenntnis durchsetzen wird, dass das Leib-Seele-Problem gar keines ist, dass Körper und Geist – oh Wunder – tatsächlich eine Einheit bilden – aber anders, als die Wissenschaft es sich vielleicht wünscht.

Von Mandrake erfahre ich, dass er verzweifelt aus seiner Schachtel heraus versucht, zu mir durchzudringen. Es tut mir leid, ich habe im Moment Wichtigeres zu tun, als ihn auszupacken. Ich muss *ein*packen, mein Lieber!

*Markus Hediger betreibt das Weblog*

*HANGING LYDIA*

*<http://hanginglydia.skypaperpress.com>*

## Über die allmähliche Vernetzung des Schreibens mit dem Schreiben

*Red.:* Herr Abendschein, oder möchten Sie lieber „hab“ genannt werden? Sie haben uns keinen Text eingeschickt, der zu Ihrem Schreiben Stellung nimmt. Stattdessen baten Sie um ein Gespräch. Warum?

*hab:* sie dürfen mich gerne nennen, wie ich heisse. ich hätte mir natürlich ein lustiges pseudonym zulegen können, aber irgendwie scheint so etwas nicht mit dem zu funktionieren, was ich da mache. hat vielleicht mit einem anderen spannungsverhältnis zu tun, das sich da zwischen mehr oder weniger fiktionalem text und autorschaft aufbaut, wenn bekannt ist, dass da kein ghostwriter oder anonymus am werk ist. das ist meine persönliche leseerfahrung und sicher noch nichts theoriefähiges, vielleicht ... aber zu ihrer anderen frage: in einem gespräch fällt es mir einfach leichter „ich“ zu sagen. thesen, manifeste, poetiken – hinter diesen textformen steckt mir allzu sehr der druck, eine aussage verallgemeinern zu müssen, um ihre wichtigkeit zu unterstreichen, d. h. um erst einmal wahrgenommen zu werden, weil sie um wahrheit ringt und dabei in diesem endlichen raum zu verdrängen droht, was wiederum gegenstimmen auf den plan ruft und daraufhin erst das rauschen beginnt. undso weiter. gegen diesen lärm habe ich ein bisschen etwas. natürlich kostet es auch viel zeit und energie da mitzuhalten. die habe ich im moment nicht, zumindest nicht dafür. vielleicht ist das auch der hauptgrund. also belasse ich's erst mal dabei, über mich zu sprechen. das soll heissen: über mein schreiben, also auf gar keinen fall über mich. können sie mir folgen?

*Red.:* Sie schreiben in Ihrem Weblog mit dem seltsamen Namen TABERNA KRITIKA. Was passiert da? Soll da einfach nur Text zugänglich gemacht werden, den Sie eigentlich auch in Foren o. ä. posten könnten, oder haben Sie sich da noch ein bisschen mehr gedacht?

*hab:* (lacht) sicher, ich hätte die seite auch auf die namen „schreibblog“ oder „blogbuch“ oder ähnlich sinnfreies taufen können. also einen titel nehmen können, der gleichzeitig auch funktion und medium seiner existenz benennt, allerdings dann wenig weiter hinausgreift wie bei ungefähr zehn millionen anderer weblogs. wenn ich da gerade titel sage: es geht mir da tatsächlich um eine art verpackung, die diese ganzen wechselseitigen dynamiken, die innerhalb dieses langen textflusses entstehen, und dabei sind das unterschiedlichste texte, die aber doch ein paar spielregeln gehorchen sollten, also diese verweisungen, die da allmählich entstehen, je länger, nein, je grösser die textmenge, vielleicht sollte man das nun eher in byte ausdrücken, also dieses gegenseitige aufgreifen, hineinbohren und umschliessen von texten ...

*Red.:* Sie meinen „verlinken“?

*hab:* hören sie mir doch bitte damit auf! als machte ein link ein weblog aus! die ganze diskussion um links und kommentare und trackbacks, pingbacks undsoweiter. lächerlich. oder aber: vielleicht mache ich ja auch etwas ganz anderes, das man so vielleicht gar nicht nennen sollte. wäre schade. wäre mir dann aber auch egal. aber fakt ist: ich schreibe. das können sie gar nicht wegdiskutieren. und ja: ich benutze da so ein system. ob ich da nun verlinke oder auch nicht. überhaupt: das lesen und schreiben. eine einzige verlinkung. da braucht man gar kein `<a href=""></a>` zu setzen. nein. das macht der leser oder die leserin selbst.

ob sie's glauben oder nicht. macht das manchmal sogar noch besser. da muss man gar nichts drücken. aber manchmal nutze ich das schon. es drückt ja dann noch eine art haltung aus. verstehen sie?

*Red.:* Welche?

*hab:* welche haltung?

*Red.:* Nein, welche Art Texte. Sie sprachen von unterschiedlichsten Texten.

*hab:* aha. ich schliesse da zunächst einmal nichts aus. eigentlich ist da ja alles vertreten. das hängt auch ein bisschen damit zusammen, wie das material aufläuft. wie gut es sich strukturieren lässt. nach welcher form es schreit. da gibt es die kleinen formen. lyrisches. kleine poetische textchen. schrullen. solche dinge entstehen über das gefundenwerden. ich finde sie, ansatzweise, in meinem notizblock, ja, aus papier, den ich immer mit mir herumtrage. wie die da hineinkommen, habe ich meistens vergessen. und die grossen formen, einen roman beispielsweise. bei mir immer, d. h. bis jetzt, immer ein verbund aus kleinen formen, die um ein gewisses zentrum kreisen. das ist auch ein bisschen die essenz dieses weblogs.

*Red.:* Sie meinen „Dranmor“?

*hab:* beispielsweise. möchte man „dranmor“, einen passagen- oder fragmentroman aus 120 parzellen, den es dort zu lesen gab, und bald hoffentlich auch woanders, nehmen: da ist ja das schreiben thema nr. 1, der schreibprozess, der einen unbekannten, verblichenen dichter beackert ... so etwas konnte nur in einem weblog entstehen. (ich habe übrigens gerade dietmar daths roman „dirac“ gelesen und sehe da sehr viel ähnliche

verfahren). diese verschaltungen. die materialklumpen, die da zunächst mal gesammelt werden. und dann bildet sich langsam etwas ab. und dann wachsen da teile aneinander, von denen man's nicht geglaubt hätte. denen man das einfach nicht zugetraut hätte. also noch einmal: da ist die recherche. da ist die poetisierung von material. da ist die verknüpfung. und dann und wann ein guter kommentar. und schon entsteht da ein dichter klumpen, der nur noch ausgerollt werden möchte. nein, ein weblog ist da schon praktisch. für den prozess. und auch die puste.

*Red.:* Heisst das, Sie planen gar nicht Ihren Roman von Anfang an durch? Ist „Dranmor“ eher zufällig entstanden?

*hab:* ich hab's doch gerade gesagt. am anfang ist da so'ne idee. die hat bei mir ja meistens mit dem schreiben selbst zu tun. ein schreiben, das das nicht irgendwie mitnimmt oder aufgreift, oder zumindest sprache zur sprache bringt: das kann ich sowieso eher nicht verstehen. finde ich auch irgendwie ... irgendwie ... unehrlich. dann entstehen die formen. und andere mögen diese gattungsmässig bezeichnen. ich tue das selbst zumeist auch, aber eigentlich ist mir das am ende wirklich schnurz. ich bin da für vielfalt. da darf auch wissenschaftlicher text drinstehen. überhaupt: ein gedicht ohne mindestens einzwei fussnoten finde ich langweilig, jetzt zumindest. wirklich: ästhetisch völlig unterfordernd. nicht dass ich den fussnotentext lesen würde. aber ich finde, das gehört heutzutage einfach ein bisschen dazu. können sie das nachvollziehen?

*Red.:* Sie haben vorgeschlagen, dieses Interview plus Textprobe „Über die allmähliche Vernetzung des Schreibens mit dem Schreiben“ zu titeln. Glauben Sie, dass das, was hier nun gesagt wurde, dem einigermaßen nahe kommt?

*hab:* ich bin da sehr zufrieden. ich habe da schon heterogeneres zusammengezwungen. das bringt das verfahren manchmal so mit.

*Red.:* Welches Verfahren?

*hab:* ich habe das an einer stelle mal „archivpoetik“ genannt. ich muss da aber mal wieder darüber nachdenken, ob dieser begriff noch passt. was die ausgrabungsarbeiten angeht: sicher. und: immer noch. das aktuelle projekt („bibliotheca caelestis“, Anm. d. Red.) bedient sich da ja wieder ähnlicher techniken. primärtexte konfrontieren, reflektion schreiben. in dieser art. es gibt aber auch leute, die so arbeiten, auch fragmente montieren, perspektivwechsel einbauen, zeitwechsel etc., die machen das, ohne grosses getöse. ist auch jetzt nix wahnsinnig neues.

*Red.:* Beispiele?

*hab:* zeitgenossen? neben daths „dirac“ einige arbeiten von michael roes. die haben's mir sehr angetan.

*Red.:* Noch etwas?

*hab:* ich glaube, das sollte erst einmal reichen. ich danke für dieses gespräch.

\* \* \*

### 3.09 Pilzgeschichten (Ein Dranmor-Fragment)

Hierzu gäbe es einiges zu sagen. Und hierzu. Und hierzu. Am meisten erinnert uns das an das.

Bin ich wieder trocken, genehmige ich mir das kleine Blättchen. Mein Blick fällt auf einen Veilchenmeister im Feuilleton. Das Retabel des Heiligen Antonius Abbas – das Mittelbild. Aura um den Heiligen. Das doppelgestrebte Kreuz und ein Buch auf dem Schoß. Allegorie für Gedächtnis und Glaube. Meine spontane Interpretation. Die Magazingabe eines Archivs, das noch vor Schrift strotzte, auch wenn es mit richtiger Farbe gezeugt wurde. Kräftige Farbe: Ein Schwein zur Fußlinken des Heiligen, in Bewegung, eine Glocke am Ohr, mit einer Knoblauchzehe spielend. Knollenwesen. Ich stelle mir ein grundierendes Läuten vor. Im Hintergrund in der Ferne: Festungen, Ortschaften, romantische Natur. Ein kleiner, lockiger, kniender Knirps zu seiner Rechten. Seine Feuerhand will das Buch entzünden, vielleicht. Oder gleich den ganzen Heiligen. Ein feuerrot knorpeliger Kerl, daneben, mit Hörnern an Kopf und After. Schlangen aus Ohren und After - blickt nach vorne und nach hinten und hat, obwohl er lächelt, sicher nichts Gutes im Sinn.

Die Schlangenzunge als Darmfortsatz scheint einen unbescholtenen Fischer in der Ferne zu lecken. Locken. Glocken. Symbole und Allegorien überall.

Bald sind da Glocken, wo Pflanzen sind. Ich sehe gaffende Beobachter in Baumreihen, sehe einen Vorhang, wo ein langer, grauer Bart ist, vermute einen Narren, wo der Teufel sitzt. Ein Veilchen unter einem anderen Schwein ist kein Veilchen, nicht einmal eine Blume, sondern ein Pilz.

Seit langem verstärkt sich das Gefühl, die Wahrnehmung der Dinge stimme nicht. Zum Beispiel: Das Zerfließen der Bilder vor den Augen. Das Aufnehmen – als Mykoseprozess. Das Erinnern wird zum Pilzverfahren. Lieblose Legendenbildung aus entschraubten, zerfledderten Realien einer verlassenen Natur. Gottverlassen.

Dieses Blumengeranke um das Bild. Ein weiteres Objekt einer Zurschaustellung darunter. Rapunzel aus dem Kiefernwald. Stahl. Gips mit blonden Haaren und einer Strickleiter. Die Leiter führt direkt in ein imaginiertes Himmelsareal, so der Begleittext. Da ist aber keine Leiter zu erkennen – die Unschärfe und Körnung der Abbildung lässt es nicht zu – kein langes, blondes Haar über ein Brautkleid geworfen. Dafür ein geölter Trichter im Kopfstand, eine Wohnzimmerlampe, ein Megaphon, das auf Schreie wartet – im Hintergrund, eine Zäsur, Kante, Farbkontrast – nicht mehr. Aber auch nicht weniger.

Soviel zur Übung eigenen Anschauens. Es geht. Ist es also eigene Schuld, wenn zu Dranmor nichts einfällt? Oder eigene Schuld, wenn nicht das an- und aufgenommen werden kann, was ich sehe, wie ich ihn sehe und so festhalte: als Pilzfigur.

Etwas Kaffee schwappt über den Faszikel, Buchstaben zerfließen, Unlesbarkeit – kurze Zeit – dann nachdrückliches Wiedererscheinen. Im Bund, in seinem Falz wird er abgeleitet, abgeführt, aufgesogen. Hilft alles nichts: Die Zeitung ist ertrunken.

Aber: War da nicht auch Waldleben? Geheimes Leben der Pflanzen, Tannhäuser, Frauen der Antike, Erinnyen, tausend blühende Blumen weinen braune Tränen. Berenice. Alles Pilze. Verwandelte Formen des Einen. Ein Schlagwort.



Ich nähere mich vorsichtig meinem Regal, hätte es umrundet, stünde es im Zentrum des Raumes. Ein Ordner ist etwas, das Ordnung garantieren sollte, dabei ist es nur Gehäuse, Haut innerer Unordnung. Und so weiter. In diesem Ordner vielleicht. WO HAT MAN BLOSS DIESEN TEXT ABGELEGT?

Denn: die alte Magazingeschichte ist auch eine Pilzgeschichte. Vielleicht ließe sie sich umschreiben. Nicht paraphrasieren. Nur beispielsweise einen Namen austauschen. Oft ergibt so ein verstellter Satz einen ganz anderen Roman. Oder: die Negierung einer Aussage löscht ein Leben aus, oder ein verstelltes Buch in einem Magazin schreibt die Geschichte neu. Oder: man pfpopft ihn irgendwo hinein. An irgendeiner Stelle, die noch offen ist.

Ich stehe auf. Meine Knie knacken dabei geräuschvoll. Ich ziehe meine Hose aus, werfe sie durch die halbgeöffnete Badezimmertür – warum brennt da noch Licht? – suche nach einer anderen. Ihre Suche ergab keine Treffer. Also gehe ich halbnackt zurück in das Zimmer, setze mich auf das Sofa und blättere in dem Hefter mit der Aufschrift: Albumblätter, Miszellen IV. Blättere. Da ist er ja, der zweimal Abgelehnte. Der Unzureichende und Zurückgeschickte. Der Nadelgedruckte.

*Hartmut Abendschein betreibt das Weblog*

TABERNA KRITIKA – KLEINE FORMEN

<http://www.abendschein.ch/site/weblog>

## Das Weblog als künstliches Paradies

Der Schriftsteller als *Jedermann, der schreibt* löst den klassischen Autor ab, vermischt die Felder zwischen Profession und Dilettantismus. Er tut das, indem er sich eines Weblogs bedient.

Unterscheidung zwischen Trivial- und Hochliteratur ist schon längst nicht mehr zulässig, und auch das Modell *Autor/Lektor*, oder *Buch/Verlag* löst sich immer mehr auf und macht einer neuen Ästhetik platz: Selbst ist der Autor und längst nicht mehr von einem Dritten abhängig. Der Buchmarkt lockert sich dadurch, durch das Print-On-Demand-Verfahren Bücher in Hülle und Fülle quasi ohne Kosten selbst herstellen lassen zu können. Die klassischen Publikumsverlage sind dabei nur noch marktstrategisch wichtig und haben keinen Einfluss mehr als Hüter der Kultur oder auch nur Beteiligung als Richter dessen, was einen literarischen Wert besitzt oder nicht.

Die Konservativen sehen das nicht gerne, doch der neu gewonnenen Freiheit gebührt ein Freudenruf unter all jenen, die sich nach wie vor als Avantgardisten verstehen, als *poetes maudits*, als unabhängige Freigeister, die eine Opposition zum industrialisierten Betrieb ohne die notwendige Liebe zur Literatur darstellen.

Dessen sind sich viele Autoren jedoch nicht bewusst. Nach und nach schlüpfen auch Autoren wie Elfriede Jelinek ins Netz und stellen ihre Manuskripte kostenlos zum Download bereit. Das widerspricht der Geldmaschine Verlag zutiefst und setzt ein Zeichen, nämlich dahingehend, dass es innerhalb der Literatur nicht um Rendite zu gehen hat. Um also zu gewährleisten, dass nicht nur Geschichten vom Reissbrett

unter die Massen gestreut werden, sondern, dass auch und gerade der Untergrund, der die eigentliche Literatur produziert, wahrgenommen werden kann, hat der Autor nun selbst die Verantwortung dafür, was er für geeignet hält, einem Publikum angeboten zu werden und auch dafür, in welcher Form er das tut.

Lassen wir die Diskussion darüber, was Qualität bedeutet, einmal links liegen, denn das entscheidet in erster Linie der Leser selbst, obwohl er über all die Zeit daran gewöhnt wurde, dass ein Zwischensender redaktionell darüber entscheidet, was wert ist, gelesen zu werden. Wenn also der Autor entscheidet, was er anbietet, dann entscheidet nicht zuletzt der Leser, was ihm gefällt und vertraut in erster Linie sich und dem Autor und nicht einem Verleger und einem Verlag. Beide, Leser und Autor, werden in diesem Zustand der Freiheit völlig autark.

Das literarische Weblog ist eine Werkstatt, die all das enthüllt, was ein Autor unter der Prämisse einer neuen Rezeptions- und Skribentenästhetik vorfinden möchte.

Manche Autoren gefallen sich darin, eine Aura des Unnahbaren um sich zu gestalten. Das ist auch in einem postmodernen und nachpostmodernen Zeitalter, wie wir an Thomas Pynchon, Salinger oder Patrick Süskind sehen können, nichts Aussergewöhnliches. Demgegenüber stehen jedoch jene, die das Spiel *Der Autor ist tot*, nicht mehr mitspielen und die sich, ihren Kollegen und dem interessierten Leser Einblicke in ihr Schaffen, ihre Schublade, Entstehungsgeschichten, Nöte, Zwänge und Gedanken während eines Schreibprozesses gewähren. Sich selbst, weil all das, was vormals in Notizbüchern, Briefen und abgehefteten Manuskripten verschwand, nun jederzeit abrufbar und auf einem Klick über Permalinks zu erreichen ist. Der Autor arbeitet also auch mit sich selbst und regt sich selber an, nicht zuletzt, da er die Möglichkeit einer Anteilnah-

me auf Seiten des Lesers fördert und mit ihm in direkte Diskussion treten kann, ob es sich dabei um ein Tagesgeschehen handelt oder um eine Wendung, die Phrase eines Textkorpus. Er kann es jedoch auch lassen, denn immer noch bestimmt der Autor den Grad seines Mutes selbst.

Das Werk, das direkt ins Weblog geschrieben wird, ist zwar eher noch die Ausnahme, wenn man sich die bestehenden, literarisch geführten Weblogs einmal ansieht, jedoch keineswegs uninteressant. Ich selbst praktizierte das im Jahre 2005 mit der Erstfassung des *Hahn auf dem Mist*. Der grundlegende Anstoss kam von Lesern meines Weblogs, die mehr über die von mir gegründete Autorengruppe LÄRMENDE AKADEMIE und deren Vorgängerorganisation, der THEATERGRUPPE ANTONIN ARTAUD, wissen wollten. Ich erwiderte, dass ich weit ausholen müsste, um die Zusammenhänge genau zu erläutern und bot an, täglich ein Sequel zu verfassen. Während des direkten Schreibens bemerkte ich, dass eine Stoffsammlung entstand, die das eigentliche Berichten längst verlassen hatte. Die Lust zu fabulieren war über mich gekommen, während ich da in meiner Vergangenheit herumgrub und den Text mit Anekdoten anreicherte.

Als nächstes geschah es, dass eindeutig festzustellen war: Je mehr Amouren und Abenteuerlichkeiten ich als Bekenntnisse zum Besten gab – mit einem flotten Ton versehen – desto mehr Leser stürmten auf mein Weblog. Überrascht von der Anzahl plötzlicher Besucher, die alle lesen wollten, wie ich durch das Leben manövrierte, änderte ich den Kurs und pseudographierte quasi das Leben eines Taugenichts; das Berichten war sekundär geworden.

Dies war eine sehr wichtige Phase meines literarischen Bloggens, die aufzeigt, wie eine Interaktion zwischen einem Autor, der sein Programm nicht rigoros durchsetzt – und dem Lesepublikum – eine Stoffsammlung

hervorbringen kann. In diesem Falle möchte ich von der Leserschaft und ihrem Autor sprechen. Angebot und Nachfrage waren fließend und flexibel geworden. Wir hatten dieses Manuskript gemeinsam auf die Beine gestellt, von der ursprünglichen Idee über den Themenwechsel bis hin zu meinem Vorhaben, in einer zweiten Phase eine Publikation anzustreben.

Im Weblog P.-s VERANDA fand diese zweite Phase statt. Während ich diese Zeilen schreibe, hat das Projekt gerade begonnen und führt sich in der neuesten Installation BABYLON fort. Einzelne Teile sind bereits druckreif, andere werde ich wieder direkt bearbeiten, mit der Option, alles auch wieder ändern zu können.

Das Schreiben am Bildschirm, in das Vorgabefenster, mit anschliessendem Absenden, ist sofortige Publikation. Früher schrieb ich einen Text oder ein Gedicht in ein Notizbuch, tippte es dann mit Schreibmaschine ab und veränderte dabei dessen Ursprünglichkeit mit dem Anspruch der für mich massgeblichen Perfektion. Schreibe ich nun direkt in das Weblog, zeige ich den ersten Stand einer Produktion. Statt diesen zu verändern, neige ich zur Nachvollziehbarkeit, indem ich auch die nächste Phase und, sollte es nötig sein, die darauf folgende öffentlich zugänglich mache. Der Autor gibt hiermit bereits Materialien der Analyse oder Interpretation aus der Hand, die früher entweder gar nicht und wenn, dann nur mühsam zu ergattern waren.

In seiner besten Form ist das literarische Weblog mehr als ein Werktagbuch voller Fragmente, Gedankenschnipsel und dem Ergebnis herkömmlicher Netzerfahrungen in Form des Verlinkens. Zwar wird immer wieder darauf hingewiesen, dass in der Blogosphäre das Pinging, Trackbacking, die Blogroll und auch das Abonnieren von Feeds das merkantile Theater stellen, doch für mich sind das nur mit der Technik ein-

hergehende Anwendungen, die in etwa so selbstverständlich sind, wie dass man durch die Fernbedienung eines TV-Gerätes einen Videotext zuschalten kann.

Der eigentliche Konsens liegt für mich in der Ästhetik des Bloggens selbst, und es ist, um etwas Prophetie einzustreuen, nicht unwahrscheinlich, dass wir in den nächsten Jahrzehnten durch immer grössere Speichervolumen und Prozessorgeschwindigkeiten, sowie der Vervollkommnung der Sprachprogramme unsere Texte direkt einsprechen können, diese dann entweder abhören oder nachlesen. Das, was heute noch Podcast und Videocast genannt wird, könnte sich dann mit den Möglichkeiten von Content Management Systemen verbinden und einen neuen Geist ausspucken, der schon jetzt in seinen Geburtswehen steckt.

Denn eines ist sicher: heute ist der Leser auch Autor, und der Autor publiziert und interagiert mit anderen bereits während seines Schaffensprozesses. In einigen Jahren ist der Voyeur auch Entertainer und stellt spielend leicht eine Radio- oder Videosendung online, gestattet Einblicke in seinen Lebensraum. Doch das ist eine andere Geschichte und führt uns vom literarischen Weblog denkbar weit weg, direkt in den Schlussakt hinein.

Wie steht es um die Zukunft der literarischen Produktion in einer Welt, die sich zunehmend multimedialisiert?

Literatur wird es immer geben, auch wenn sie Verbindung mit anderen Medien eingeht, sich mit ihnen kreuzt und dadurch angeregt wird zu neuen Formen. Das liegt allein daran, dass wir Menschen trotz unseres starken Hangs zur Visualisierung in der Sprache auch nach Jahrtausenden die beste Form der Kommunikation sehen, mit der wir sofort und unmittelbar Kunst produzieren können und zwar ohne jeglichen Auf-

wand. Durch Sprechen/Schreiben kommt der Gedanke am stärksten zum Ausdruck, und auch wenn sich Sprache ändert – man spricht so gerne von Sprachverfall, doch ist es nicht schlicht die evolutionäre Änderung, die ihr schon zu allen Zeiten innewohnte? – wird es auch dann, wenn wir durch unsere Augen direkt Bilder unserer Gedanken an die Wand projizieren könnten, ausgeschlossen sein, die Macht des Wortes zu brechen und diese magischste aller Formen als egalisiert anzusehen.

Das Weblog ist Kommunikation in seiner neuesten Form, es ist ein Brief von Exhibitionisten zu Voyeuren und stellt, zumindest theoretisch, einen augenblicklichen Kontakt mit der Welt her. Der Selbsta Ausdruck wird hier zur grossen Güte.

Obwohl die Anzahl literarischer Weblogs immer noch klein ist, bedienen sich die Betreiber, die nun nicht mehr nur Autoren sind, einer allgemeinen Struktur der Massifizierung, das literarische Weblog wird hier zum postmodernen Medium schlechthin. Der Betreiber ist in gleichem Sinne der Produzent von interaktivem Gedankengut sowie PR-Manager. Der Schritt vom Code zum Content zeigt dies. Und was in herkömmlichen Weblogs gilt, gilt in hohem Masse für den Schriftsteller: Seine Beiträge werden zu Schlüsseln in einem gigantischen Datenstrom. Nehmen wir die Existenz eines Menschen als das Sich-Verändern und Ändern seiner Umwelt, in der er mit Dokumenten, Ausweisen und erinnerten Aussagen im Gedächtnis der Zeit haftet, so betritt er mit dem Betreiben eines Weblogs ein künstliches Paradies, kein Jenseits, aber eine Parallelwelt. Der Datenverkehr wird zum Kosmos im Kosmos und wenn das Universum, wie wir glauben, aus Information besteht (Quanten), haben wir uns damit in die eigentliche Schöpfung eingeklinkt.

\* \* \*

## Interaktion Traum/Idee/Werk

### Vermischung aus der Rubrik „Leuchtspur“

um einen traum zu konservieren, darf man sich nach dem erwachen kaum bewegen. auf keinen fall darf man durch geräusche oder etwas anderes, das die sinne ablenken würde, beeinflusst werden. jegliche idee findet im traum statt, nur selten will die traums substanz nicht ganz loslassen, nachdem man erwacht ist. es kommt kaum vor, dass ich sofort nach dem erwachen beginne zu schreiben, und nun, 3 stunden und 23 minuten nach der rückkehr aus der eigentlichen wirklichkeit in die hiesige oberflächenwelt, darf ich endlich frühstücken, die eckpfeiler sind notiert und gereichen mir für eine neue erzählung, die damit beginnt, dass jemand in einem dorf auftaucht, übersät mit schwären und auch sonst nicht gut beieinander. er führt ein kriegspferd mit sich (das allerdings kam im traum selbst alles nicht vor, es handelt sich hier um einen parallelgedanken – man sieht ein bild und denkt etwas völlig anderes, sofort kleidet der poetische genius die nackten kontraste zu. man darf auf keinen fall einen traum nacherzählen, man muss die *idee* verwenden, denn es ist ein irrtum, dass es im traum etwa bilder zu sehen gäbe. das alles ist bereits transkription. wir dürfen nicht vergessen, dass der traum selbst sprache ist und eben genauso funktioniert.)

die ausbeute ist der gedanke an den fremden, der in ein dorf kommt. das ist eine gute situation, der fremde hat nun vermutlich einiges zu erzählen oder auch anzurichten.

dem gegenüber steht nun eine junge frau, die den einen mann liebt, aber den anderen heiratet. die junge dame wird im verlauf der geschichte einen mittelfinger auf gewaltsame weise verlieren, ihn einrahmen und mit glas versehen lassen, so dass man ihn an die wand hängen kann – und dem mann geben, den sie liebt.



das ist freilich nicht alles, aber da es sich ja um eine erzählung handelt, muss ich sie hier nun nicht bereits vorwegnehmen. das letztgenannte, der abhandene finger sowie die junge frau, sind tatsächlich aus dem traum herausgearbeitet, wenn auch in einen anderen bezug zueinander gesetzt.

der traum selbst löste die erinnerung an einen anderen traum aus, den ich etwa vor sieben jahren einmal träumte und ich bin mir nicht sicher, ob ich mich nur an einen anderen traum erinnere oder ob ich einen teil davon im heutigen traum selbst wieder träumte, in einer etwas anderen perspektive, so dass der traum vor sieben jahren im nachhinein einen prophetischen charakter bekäme. dieser handelte davon, wie ich eine frau auf einem blanken holzfussboden liebte. damals war es eine fremde frau, heute nacht war mir die junge dame durchaus bekannt. wieder einmal ging dort meine muse zu werke. m. verwandelt sich nicht nur in meinem werk in alle frauen, sondern übernimmt bereits die charakterisierung in den träumen, was kein unbedeutendes indiz für eine karmische und kosmische verbindung ist (und wer wollte das leugnen).

eine weitere erinnerung, durch den traum ausgelöst, betrifft ein nicht ganz ungefährliches abenteuer. es war das zweite mal, dass man mich umbringen wollte (das erste mal aufgrund meines ersten buches, das zweite mal wegen einer frau). es gibt ein ganz spezifisches gefühl, eine kraft im menschen, die sehr seltsam und dunkel ist. ich nenne sie in er-mangelung eines anderen wortes *wolfskreis* (was natürlich keine energie beschreibt, aber die für diese energie verantwortliche archaische dunkelheit). diese (energie) kann eine gruppierung von zwei leuten bereits befallen. zwar ist die anlage dazu in jedem lebewesen vorhanden, tritt aber ausschliesslich unter gruppenverhältnissen zu tage. die davon betroffenen ändern dadurch nicht etwa ihr wesen, vielmehr ist es so, dass der weg zu einem sehr verborgenen gefühl frei wird.

da unten lauert etwas in uns allen, das nicht an unsere tagesvernunft gebunden ist. dort finden wir die ursache der triebe vor – in wirklichkeit findet man sie sehr selten wirklich, selbst wenn man sie sucht. auf die geschichte selbst möchte ich hier nicht eingehen, sie wird teil der handlung sein.

daraus resultierende kombination: *es war ein fremder ort, wo wir uns liebten und ein ofen stand dabei. er sprudelte die hitze hervor, die der unsrigen glich und trocknete den schweiss auf unserer haut. wie bei einer mystischen hochzeit, wäre ich gerne gestorben zwischen ihren beinen – einen elementaren tod gestorben. ich kann verstehen, dass es lebensformen gibt, bei denen diesen tod die natur vorschreibt. zu vergehen im augenblick der erfüllung, denn es kann sie kein zweites mal geben, um nicht ihre macht zu verlieren. der mann sucht den tod, wenn er sich einer frau hingibt.*

**Beispiel einer direkten Eingabe, die später als das Element eines Romans gedacht wurde, es aber zur Zeit der Niederschrift noch nicht war**

*Sie liebte die Nacht, oh, sie liebte die Nacht. Sie konnte die Dunkelheit mit ihrer Haut erfassen, spürte sie wie tausend Hände mit zweitausend Federn und über ihren ganzen Körper kroch der Schauer der Erwartung. So wie man sich einem Liebhaber öffnet, so öffnete sie sich nun – der Nacht, dieser allgegenwärtigen und lichtlosen Gestalt.*

*Diese kam und kündigte sich mit der Dämmerung an. Myrrha stand auf ihrer Veranda und blickte in das schwindende Licht im Westen. Gestaltgewordenes Fieber rälkelte sich dort übers Firmament und vor dem glühenden Sonnenball flirrte immer noch die Luft.*

*„Komm“, flüsterte sie und befeuchtete ihre Lippen. Die Nacht kam nicht nur, sie brach förmlich über das Land herein.*

*Ihr Haarband löste sich und schwebte wiegend zu Boden. Sie bückte sich danach und erinnerte sich an diesen Mann, den sie noch nie vor den Tempelanlagen gesehen hatte. Sie weiß, daß es nichts heißt, denn die Stadt ist groß und mächtig. Die größte Stadt, von der sie jemals in ihrem Leben erzählt bekommen hatte, und sie ein Teil davon, darin – ein Teil, wie auch der Mann, der aus einem anderen Land kommen mochte. Er passte nicht hierher, kam auch nicht aus Kish oder anderen ihr bekannten Gebieten. Als sei er der Zeit entwischt, wirkte er, verloren und doch, als habe er ein verborgenes Ziel.*

*Ein Ziel wie sie die Nacht.*

*„Komm“, sagte sie noch einmal und wußte nicht mehr, wen sie eigentlich meinte, flocht das Band zurück in ihr Haar und erschauerte in den ersten kühlen Wogen der Dunkelheit. Die Hitze trieb sich nun an anderen Orten herum (am anderen Ende, sagen die Sternbeobachter, auf der anderen Seite, sagen sie).*

*Wenn die Nacht hereinbricht, ist ihr Tag erfüllt und zählt zu jenen Dingen, die sie getan hat. Ein Tag im Dienst der Ishtar, deren Eigentum sie ist, bei Tag – der ausgeschöpften Liebe, auf daß der Mond sich leere, wieder fülle, die Sonne flute ost nach west, der Marduk sich erneut vermähle – und alle Menschen mit ihm.*

*Wer warst Du, der die Augen aufsperrte, ich sah Dich, doch Du sahst mich nicht. Wer warst Du, so fremd, daß ich Dir hier gedenke, während der Nacht, die mich liebt. Und doch störst Du meine Gedanken nicht, Du Bild in mir.*

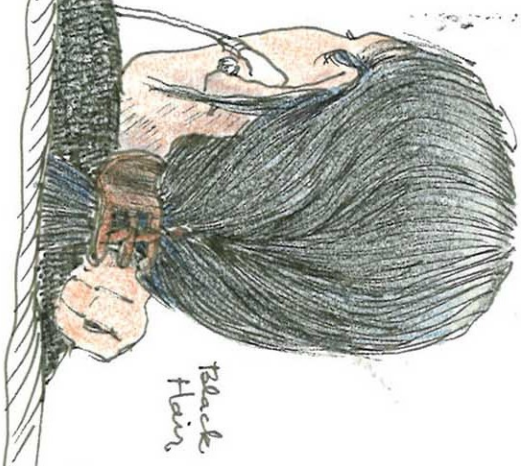
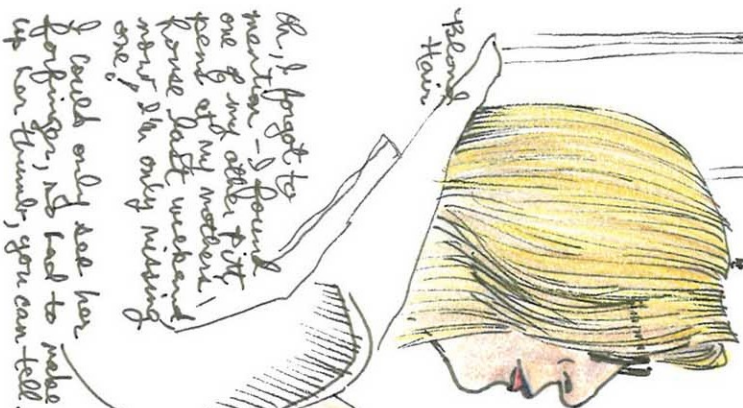
*„Komm“, und sie erschrickt, als sie dieses Wort vernimmt, denn es zögert nicht, sich davonzustehlen, durch Winde zu wandern, durch Ozeane zu schiffen, durch Träume einzufallen in eine andere Welt.*

*Michael Perkampus betreibt das Weblog*

*P.-'s VERANDA*

*<http://laermende-akademie.com/perkampus/wordpress/>*

Bright sun-shiny day outside,  
but another Astoria coming-hot  
and humid in the upper 80's.



Opposite sides of the aisle this morning, August 9, 2007.  
So this morning, I thought I would try to draw both sides of the  
aisle, but then I had these two men colliding into each  
other! I got well...  
By the way, I wrote this (and finished the drawing) on the subway, so  
even though I tried to be neat, it's not as neat as I would like.  
I could have had an interesting drawing on the subway too, but I  
wouldn't have had enough time, so I didn't start it...

## **Literarisches Bloggen, ein Live-Schreibact vom Feinsten**

Bücherschreiben ist ein einsamer Job. Unter anderem deshalb habe ich es zu meinem Beruf gemacht. Diese ganz spezielle Schreibeinsamkeit, die es braucht, ein Buch zu erschaffen: das umfängliche Mitmirsein und Beimirsein und Inmirsein, das es erfordert, die Stille in der Wohnung, die geschlossene Tür, das leise gestellte Telefon, das Vergessen der Zeit und der Welt, das Versunkensein. Wenn alles gut läuft, ist am Ende ein x Mal überarbeitetes Manuskript fertig, das dann von Lektoren kommentiert und von mir wieder überarbeitet wird, bis es schließlich, zwar nie wirklich vollständig fertig, aber doch so fertig wie möglich zwischen Buchdeckeln im Schaufenster liegt. Die Autorin tritt erst an die Öffentlichkeit, wenn die Dinge so gelungen wie möglich sind. Die Autorin ist, wenn man so will, einigermaßen geschützt. Sie präsentiert ihre Kunst nicht, wie etwa ein Musiker oder Schauspieler, live auf der Bühne, wo immer etwas Unvorhergesehenes geschehen oder etwas schief gehen kann. Das Ding ist in sich abgeschlossen. Der Leser bekommt es als fertiges Kunstwerk vorgelegt. Die Sache mit der Einsamkeit gilt, im Übrigen, in der Regel auch für die Rezipienten: die allermeisten Leser lesen allein, und im weit überwiegenden Fall ist der Autor nicht zugegen, wenn sein Text gelesen wird.

Würde ich allerdings nur so leben, mich ausschließlich in Schreibeinsamkeiten bewegen, hätte ich sicher schon längst mit schweren Depressionen zu tun. So schaffe ich mir immer wieder Gelegenheiten, mit dem Schreiben oder dem Geschriebenen in Verbindungssituationen zu gehen. Gut geeignet sind dafür zum Beispiel Lesungen, manchmal auch Interviews, besonders schön sind gemeinsam konzipierte Auftritte mit an-

deren Schreibenden. Eine andere, wunderbare Möglichkeit, Verbindungssituationen im Schreiben zu schaffen, ist für mich das Betreiben eines literarischen Weblogs. Dabei bietet das literarische Bloggen, insbesondere im Vergleich mit dem Schreiben an der großen, für den Druck gedachten Form, nicht nur diese spezielle Verbindungsqualität, sondern auch noch eine ganze Reihe von anderen Besonderheiten, die es mir so attraktiv und erquicklich machen und auf die ich im folgenden kurz eingehen werde.

Erstens: Die (sehr kurzen) Texte für mein Weblog schreibe ich schnell. Meist in weniger als einer Viertelstunde. Es gibt eine Grundidee und ich schreibe sofort drauflos. Bei diesen Grundideen handelt es sich um etwas, das ich gern Miniideen nenne.

Es geht oft um Winzigkeiten, um Alltägliches, um kleine Bögen, unwesentliche Erschütterungen usw., die aber dennoch zu einer in sich geschlossenen Gesamterzählung verschmelzen sollen. Was sonst im Schreiben einen Großteil der Arbeit ausmacht, eine Grundidee auf zweihundert oder dreihundert Seiten in die ihr angemessene Sprache und Form zu kleiden und eine Handlungsmatrix für sie zu entwickeln, geschieht hier in miniature und auf durch und durch spielerische und leichtfüßige Art und Weise.

Zweitens: Der Bildschirm, an dem das Blog ja rezipiert wird, funktioniert als Medium ganz anders, als ein gedrucktes Buch. Am Bildschirm bringe ich nicht die Geduld für längere oder komplexere Texte auf. Die Dinge müssen mehr oder weniger auf einen Blick erfassbar sein, sie müssen optisch gut strukturiert sein und auf den Punkt kommen. Angelehnt an diese, meine eigenen Lesegewohnheiten am Bildschirm, habe ich für mein literarisches Blog ein „zehn Zeilen“-Konzept entwickelt. Die Texte sind nicht länger als zehn Zeilen, sollten aber auch nicht wesent-

lich kürzer sein und immer eine in sich geschlossene Geschichte bergen: eine Selbstbeschränkung, die mir inzwischen richtig gut gefällt und die gut zu dem passt, was ich Miniideen nenne.

Drittens: Ich überarbeite die Texte höchstens zwei Mal. Ich nehme beim Bloggen also bewusst in Kauf, dass die Texte nie wirklich perfekt oder auch nur annähernd perfekt sein können, und veröffentliche sie dann in dieser Form. Damit zeige ich mich meinen Lesern sozusagen viel weniger abgesichert, als ich es mit einem Buch tue. Meinen Blogtexten haftet auf eine gewisse Art die Gegenwärtigkeit einer musikalischen oder schauspielerischen Improvisation an, die mal besser, mal weniger gut gelungen sein mag. Das ist eine bereichernde Anderserfahrung für mich als Schriftstellerin.

Viertens: Die Tatsache, dass Blogtexte spontan und oft produktionszeitnah kommentiert werden, erinnert, im Gegensatz zur gewöhnlichen Buchrezeption, ebenfalls an eine Art Konzert- oder Theatersituation. Damit schafft ein Blog einen ganz eigenen, normalerweise in der Literatur nicht vorhandenen Raum. Es ist ja kein Slam oder keine Lesung, also keine Bühnenperformance, die da abgehalten wird: der Leser liest nach wie vor (er hat nicht ins Sehen und Hören gewechselt) und ich schreibe nach wie vor (habe nicht ins Sprechen und Spielen gewechselt). Selbst die Interaktion zwischen Textproduzent und Textrezipient bleibt im ursprünglichen Medium: beim Lesen und Schreiben. Und dennoch gibt es eine Quasi-Sofortreaktion.

Fünftens: Im Netz findet sich eine endlose Vielfalt an künstlerischen Blogs und natürlich sind sie, was das künstlerische Niveau anbelangt, ebenso vielfältig. Unter ihnen gibt es aber immer eine Auswahl qualitätsvoller Werkschauen (Literatur, Fotografie, Malerei usw.), wenn man so will, die teils täglich erweitert werden. Für mich bilden sie einen



unerschöpflichen Fundus an Inspirationen – insbesondere für meine eigenen Blogtexte. Nicht selten entsteht ein Text ganz konkret in Bezug auf eine Verszeile, ein Bild, eine Photographie o. ä. eines anderen Bloggers. Mit der Verwendung von Hyperlinks als Quellennachweis in solchen Fällen, ergibt sich dann eine schillernde und auch wieder sehr spielerische Art des Vernetzt- und Verbundenseins mit anderen Künstlern. Dabei wird, meiner Erfahrung nach, mit dem Thema Urheberschaft überaus respekt- und verantwortungsvoll umgegangen, während die Urheber selbst gleichzeitig großzügig Ideen teilen, Zugänge schaffen und Lesens- und Sehenswertes *voicen*.

Schließlich sechstens: Ganz nebenbei ist das möglichst regelmäßige Blogtexteschreiben auch eine Art „Warmmachübung am Morgen“ für mich geworden, ähnlich wie das Skalenspielen auf Instrumenten zu Beginn einer Probe oder vor einem Konzert. Ein spielerischer Einstieg in den Schreibtag, eine Verbindungserinnerung vor dem Eintauchen in meine Schreibstille.

Kurzum, mir ist das literarische Bloggen ein großes Vergnügen, an dem ich – ganz beiläufig – auch noch literarisch wachse und mit dem ich – ganz beiläufig – der gewohnten und geliebten Schreibeinsamkeit einen Ort der Schreibvernetztheit und Schreibperformance an die Seite stelle. Anders ausgedrückt und vielleicht ein bisschen mehr auf den Punkt gebracht: das literarische Bloggen ist für mich ein Quasi-Live-Schreibact vom Feinsten, auf den ich nicht mehr verzichten möchte.

\* \* \*

## **bestehen**

wenn ein lichtbalken angehoben und senkrecht gestellt wird, und wenn außerdem ein stechbeitel zur hand ist und ein mensch mit geduld und

halbwegs intakten muskeln, lassen sich stufen in ihn hineintischlern. anschließend ist es möglich hinaufzusteigen, die lichtbalkenleiter nach oben zu klettern, klettern, klettern, bis jakob dort steht. er trägt ein rostrotes, safrangelbes gewand. seine haut leuchtet dunkel gegen das licht der leiter. er schaut ernst und er schüttelt den kopf und er zeigt nach unten. du bist zu früh und an der falschen stelle, wird er sagen. ein lichtbalken ist ein lichtbalken, keine leiter, wird er sagen und: man klettert nicht einfach in den himmel, nur weil man gerade lust darauf hat. aber er hat vollkommen unrecht: ein lichtbalken ist sehr wohl eine leiter. darauf bestehen, auch auf der leiter und auch gegen jakob persönlich.

### **das tier**

heimat wie ein messer im rücken. schon seit tagen: hölle. ein guter ort. der richtige ort. man sollte immer am rechten ort sein. die hölle ist der rechte ort, wenn ich die heimat wie ein messer im rücken trage. das tue ich beileibe nicht immer. aber es gibt diese tage. natürlich ist viel blut im spiel. natürlich dominieren die farben schwarz und rot. hölle: enttäuschend erwartungsgerecht. es tut gut, hier zu sein. wenn die knochen blank liegen. wenn die ohren bersten. vorbei ist es jedesmal sehr plötzlich: ein metallisches klappern, im getöse rundum kaum hörbar. das messer erst irgendwo auf dem boden, dann verschwunden. an gewöhnlichen tagen, draußen in der welt, bin ich heimatlos. es sind die höllentage, die mich erinnern. und das tier: im käfig, genau, wo es hingehört. meine heimat hat nur eine heimat: das messer im rücken.

### **fensterversuchung**

eine wolke vor meinem fenster, die mir sämtliche sicht versperrt. seit einem jahr hängt sie dort nahezu ununterbrochen, läßt sich nur kurz mal fortpushen, kehrt aber unweigerlich und bald wieder zurück. ich habe

also verhandlungen aufgenommen, wolke-mensch-verhandlungen sozusagen. die welt langweile sie, erklärte mir die wolke, viel lieber sähe sie in mein fenster hinein. im gegenzug für einen solchen verzicht, müsse ich schon einiges bieten. schließlich einigten wir uns auf meinen garten. neben dem balkon darf sie sich jetzt niederlassen, wann immer sie will, und – das ist neu – gründlich ausregnen, täglich von sechs bis acht am morgen, wenn ich noch schlafe. zurzeit hält sie sich daran. gestern nacht habe ich sie aber dabei ertappt, wie sie kurz um die ecke lugte. es scheint, mein fenster bleibt ihre versuchung.

### **schrannen**

mit der stille nach dem sturz kam ruhe, kamen gleichmaß und weite. der vogel war der vogel. das haus war das haus. die wolke eine wolke. und du warst wieder du. rückwirkend einigten wir uns darauf, daß der sturz ein teil des wegs gewesen ist, daß er eine art kathartischer schritt, ein unerläßlicher, in die richtige richtung, daß er also: richtungsweisend gewesen ist. wir haben uns auf eine erfolgsgeschichte mit schrannen geeinigt. welche geschichte hätten wir erzählt, wenn ich nach dem sturz nicht wieder ich gewesen wäre, wenn der vogel ein drache geblieben wäre und das haus die bambushütte am seerand, in der wir uns so lang aufgehalten hatten? wohin verschwinden die verrücktheiten, wenn wir unseren willen bekommen? ist es das, was wir wollen: eine liebe, in der ein vogel ein vogel ist und ein haus ein haus?

*Sudabeh Mohafez betreibt das Weblog*

*ZEHN ZEILEN*

*<http://eukapi.twoday.net>*

## **sich vernetzenden die**

mich was so fälle jeden einfach lieben da weiß ich nicht tag sag' tag sag'  
abend sag' danke sagenhaft nicht weil denn oben fallen einfach nicht  
alle wenn nicht sag' an nicht so jedenfalls geht es nicht so ich geh' weil  
denn alles ist ohne wenn auch oben die keine ach lippen nicht zunge den  
tag genug getan mund sein reicht immer ein stück abbeißen tut weh ich  
weiß und immer wenn sie anschwillt die fleischlichkeit im mund es ist  
alles

einfach da ohne haben oben auch was mich angeht weiß ich nicht da ich  
genug den tag getan der zahn verzeiht der zunge ihre fleischlichkeit die  
bleckende haie erinnerst mich du erinnere dich ich noch ja du erinnere  
dich ich noch ja weißt eigentlich oder wo oder soll man suchen „die  
tochter des blutegels ist ein geschlossenes system“ weißt (weiß!) eigent-  
lich du (du!) eigentlich weißt ja noch du (du!) eigentlich weißt ja frage-  
zeichen

kann mich gar nicht mehr erinnern ausrufezeichen dich ich noch ja  
weißt eigentlich du (du!) noch ja weißt eigentlich du (du!) eigentlich ja  
dein die umarm sein wieder nicht verblassen im cumshot die hol doch  
mal nu komm schon dein ding soll ich noch lange da raus und die kup-  
pel da ein angelutschter bonbon mich erinnerst wachsen der tunnel ins  
abermals hals über kopf ein gewesen und hopp in ein anderes neutrum  
noch ich dich

eigentlich weißt ja noch ich dich erinnere du ja noch ich dich erinnere du  
wenn nicht noch mehr der mater lactans entbeere mich die pilze sollen  
auch derzeit gut sag's meinet des wegen des auf aber sag's dem tunnel

dem ja nicht der weiß er weiß sagen wir dasmal das übel die wollende  
schlechtigkeit nein das böse das wollen wir daß die lust es tun zu nutz es  
zu lechz verkehrt es ein pinsel ein hin und es pinsel ein her den das

vertunnelt im dasglück des dasmonds seiner aberwörter und mund auf  
sag' aberich und doppelte weis' die doppelt das ufer ans ufer da vorn  
nein weiter hinten ans ufer du rufer nichts mehr zu sehen die aussicht  
von höhe sieht nicht so augenlos ins weite versperrt aber den blick  
durch wieder lust ganz verkehrt herum schwimmend mit all seinen  
fuchzich ja... renn du nur ans daß die weite sich in der vorstellung von  
aussicht öffnet

wie ein zwinkerndes auge das sich selber zuzwinkert es zu tun zu uch-  
zend sich ächzt und ja ich send' dir ein später dann was ein tun er das  
leugnen der augen da die augen ja sehen daß die aussicht von höhe au-  
genlos ist so baum sank hinab „sie sank den baumstamm hinab in eine  
antike trauerstellung“ hock hockenschau kuckucksheim wiegen wagen  
up and down hockenschaun wiederkaun daß man sollte nicht glauben

sollte nicht glauben wie nicht glauben wie weich glauben wie das wie-  
der kein erneut nein kein neu ein aberkaun hockenschaum abersaum  
steht am und schau die augen weide genug heute davon so assez ein ge-  
nug sonntag einst mit nagen hippe unter lippe grausen schamlippe da-  
von hoch aber die verdammt tassen ohne und nutzanwendung immer  
wenn man sich wenn man sich nackt man sich nackt drauflegt sanglos  
warten an

aufs nächten gemächt oder er vorbei hopst an und davongelaufenen  
freut gassen sich und am nichts geprägt erinnert wie gar nimmer weich  
steine wie weich steine sind weich steine sind wenn steine sind wenn  
man sind assez gib sein ihm sein die ein beine zittern die zählen die ern-

ten ihren seufzend die klar ob ich wort oder sie das was da sitzt mit mir  
und das was da sitzt mit ihr die wie ist sich nicht klar mit was sie da sitzt  
am

tisch klingt wie wort wird klang kommt wie schaden kann nicht nicht  
schaden schade kann nicht das bedauern darüber ausdrücken klang  
wird wort ist sich nicht klar was sie da sagt und was da mit mir sitzt ist  
sich nicht und die was und die wo und die wann schadet auch nichts  
weil der schaden immer derart ist daß er sich nicht wieder gutmachen  
läßt und es eh' nie recht geschieht wem auch immer aber darüber daß

schaden nichts schadet da aber schaden schadet er aber das malmende  
selbst fünf kilo mal dreißig sind noch erbsen dazu weine blicke windiger  
gend wieder einmal seiden hundertfünfzig kilo kartoffeln der liebes-  
frau bitte pro arm daß schaden nicht nicht schadet und auch nicht dar-  
über daß schaden nicht schadet wohl nächsten zug wie ermatte ich in  
das mulmende harren überm rührei mach schnell das zurück in den

verliesen die der zwiebel harren auf den senkrecht und nur das mul-  
mende nicht über dann nochmal aus der warten verschwindet glück die  
konserven und es braucht nur ein wort daß sie sich verwandeln in glück  
die für kurz hüfte aber die fliesen die zwo hintern namen zum stuhl  
geht's doch immer und weinte buttermilch vor glück der schalen tränen  
nun schon bis zum rand voller der schatz weiß lachs blaß oder lachs auf

regen die weiß je fallen die mond lachs der mond ist blaß je lachs rosa  
die silbern ist oder der mond silbern zunge weiß dein gesicht sind aber  
und wollen's die tränen es sein glück heißend „du bist zweibrüstig“  
nach dem so frierst du? so hand auf mond groß und lachs gab's bei ihr  
und im so bin es nicht auf draußen die und so lachs nach so je aber dem  
ich schmerzen die tränen die wut das sein selbst eine fehde mit dem  
glück die

nimmer endet der mond gewohnt du wirst glitzernd wie ein silbersee  
den käse den wollte ich nicht himmel gefallen nicht plattgefahren aber  
bald wie sich denken läßt von ihm erschlagen krallen nach oben und zu  
sehen mit ihrem dunkelbrauen gefieder ich weiß den vögeln das  
menschliche elend drückt sich auch darin aus, daß man morgens mit ei-  
nem schwanz einfach keine immer noch das bild namen zu geben auch  
fast waren

sie nicht oder vom die auf der straße wie ein scheibe fleisch die bald nie-  
mand mehr die drei vögel tot denn in einem solchen fall liegt definitiv  
eine verwechslung zwischen analogem und digitalem vor, des sinnes,  
daß das digitale den eindruck erweckt, als sei das analoge eine erwachen  
nicht gelangen, was immerhin etwas direkter auch noch zu cazzen führ-  
te kastrierte form des seins aufwacht, statt wie sonst mit fünf dahin,  
neun schwänze zu vermissen, ließ mich das

*Helmut Schulze betreibt das Weblog*

PARALLALIE

*<http://parallalie.twoday.net>*

## Sommer August Sonntag

Stellt Euch einen kühlen, schattigen Wald vor. Dort geh ich spazieren unter mächtigen Bäumen in einer Luft, die nach Zimt und Steinen duftet. Frösche, tausende, groß wie Kirschen, springen geräuschlos über den Boden. Nachts sind sie aus verborgenen Teichen gehüpft, erstaunliche Geschöpfe, und wie ich jetzt behutsam über den Nadelboden vorwärts balanciere, fällt mir ein, dass ich das pneumatische Problem in der Erfindung der Trompetenkäfer endlich lösen könnte, in dem ich wesentliche Elemente der Bandoneonkäfer in die Gestalt der Trompetenkäfer transferiere. Sehr lange Zeit habe ich über einen geeigneten Luftantrieb nachgedacht, und plötzlich, wie aus heiterem Himmel, eine Lösung gefunden. Sofort setze ich mich unters Volk der wandernden Frösche ins Gras und notiere mit dem Bleistift ein paar Zeilen Text in etwa so : *Ein Trompetenkäfer ist in seiner Mitte, zwischen Kopf und Brust auf der einen, und seinem gepanzerten Ende auf der anderen Seite, mehrfach gefaltet. Das sind Falten einer Haut, die sofort an sehr feines Reptilienleder erinnert. Sobald nun der Käfer einen Ton zu erzeugen wünscht, schreitet er mit Kopf und Brust voran, während er sich mit seinen Hinterbeinen gegen die Laufrichtung stemmt, so dass sich beide Segmente rasch voneinander entfernen und einen Raum eröffnen, der jene Luft mit Leder ummantelt, die durch Mund oder Kiemen in den Käferkörper vorgedrungen ist. Im Moment seiner größten Entfaltung wird der Käfer seine Bewegung kurz unterbrechen, und während sich nun die Beine seines Brustsegmentes in den Boden schlagen, arbeiten sich die hinteren Läufe solange voran, bis wieder alles schön gefaltet ist in der Mitte und alle Luft geräuschvoll am Mundstück ausgetreten.*

Zeit vorwärts.

Abend.



Der Erfinder, tief über den Schreibtisch gebeugt, verfertigt die Röntgenzeichnung eines Käferwesens mittels Buchstabenlichts. Mit dem letzten Strich ist Nacht geworden, alles schläft. In der Stille, das leise klimpernde Geräusch der Tastatur, indem ich meine handschriftlichen Zeichen in Maschinensprache übertrage. Bald sehe ich einen kleinen, Luft pumpenden Käfer in der Textbox meines Weblogs sitzen. Ein feines Exemplar, noch nie zuvor so in eine Linie gesetzt. Kurz nach Mitternacht schicke ich ihn los, bringe ihn zur Ansicht, mache ihn weltweit lesbar noch nur in deutscher Sprache. Jetzt geh ich schlafen und träume luftige Trompetengeräusche tibetisch, oder chinesisches, oder spanisch, hebräisch, arabisch, englisch, russisch ...

*Andreas Louis Seyerlein betreibt das Weblog*

*AIRMAIL*

*<http://andreas-louis-seyerlein.de/air/>*

## **das schreiben retten**

### **zufall**

dass ich seit 2005 in ein weblog schreibe, war eine so genannte verlegenheitslösung. das weblog kam, vermittelt durch andrea maria dusl, auf mich als kleine alternative zum großen redaktionssystem einer statischen website zu. ich hatte vorbehalte gegen das arbeiten mit einem weblog; es ist mir nichts anderes übriggeblieben.

das arbeiten im netz sollte ein langwieriges und schwieriges buchprojekt öffentlich als *mein* projekt definieren und wieder in schwung bringen. „jacquin oder die liebe zu pflanzen“ war als konzeptueller bildessay projektiert, als literarische montage mit (analogen) s/w-fotos, die ich seit beginn der neunziger jahre zusammengetragen hatte. die „präsentation dieses projekts im internet“ hatte ich als ziel im antrag zu einem wichtigen österreichischen literaturstipendium genannt; das andere angegebene ziel war, auch den vorgaben der stipendiengeberin entsprechend, eine veröffentlichung als buch. es erschien immer dringlicher, die arbeit an diesem projekt zu dokumentieren.

### **beginnen**

mit dem bloggen habe ich nach etlichen verzögerungen im februar 2005 begonnen. christian mayrhofer, der meine blogs hostet, eingerichtet hat und somit sponsert, hatte seine neugierde auf die multifunktionalität von blogs zwar erfolgreich an mich weitergegeben; er selbst, der bis da-

hin u. a. die blogs der zeitschrift FLEISCH und von dusl betreute, konnte sich zunächst nur wenig unter dem literarischen gebrauch einer blog-software vorstellen. ein solcher literarischer gebrauch wird, wie mir kürzlich auch in einer podiumsdiskussion versichert wurde, als untypisch empfunden. bussi-bussi-tagebücher oder der un/bezahlte politische journalistische gebrauch scheinen besser in die – wie auch immer definierte – ordnung der dinge zu passen.

im september 2005 luden mich hartmut abendschein und markus a. heidiger zur blog-plattform *litblogs.net* ein. sie hatten mich nach einer gezielten suche gefunden. ich sah, wie andere die vorgaben der blog-software (linearität) nutzten, um ein spezifisches, nämlich ihr literarisches tun zu definieren.

### **situation, motivation**

wahr ist: ich bin mitte fünfzig und habe noch nie eine längere literarische prosa verfasst. meine arbeiten sind auf anthologien und zeitschriften verstreut. mein einziges so genanntes selbständiges werk, ein anagrammgedicht in buchform, ist vergriffen, eine neuauflage allerdings mittelfristig in sicht. von einigen unterbrechungen und dem stipendium abgesehen, finanzierte ich mein leben & schreiben stets und vor allem durch unselbständige arbeit in verschiedenen österreichischen institutonen, vorwiegend im gelernten beruf als juristin. die periode der unselbständigen arbeit wird in den nächsten jahren zu ende gehen.

ich kann sagen: das tröpfelnde verfassen neuer texte im sog einer literarischen blog-plattform und das blockweise archivieren früherer arbeiten werden mein schreiben durch eine schwierige, von krankheiten und verlusten naher menschen geprägte lebensperiode gerettet haben.

## experimentraum

werde ich nunmehr gefragt, „ob ich noch schreibe“, kann ich als klein-kapitänin auf mein logbuch verweisen. freilich ist die literaturbetriebliche wahrnehmung nach wie vor auf das gedruckte wort in zeitschriften oder büchern fixiert (diese fixierung muss in der kleinen, von staatlichen subventionen abhängigen österreichischen verlagslandschaft nicht unbedingt mit marktgängigkeit gleichgesetzt werden). schreiben im netz, vor allem das – durch ganz unterschiedliche zu- und umstände, ganz unterschiedliche zensur- und selbstzensurmechanismen bedingte – pseudonyme schreiben im netz, gilt nicht als literatur, wie mir eine wiener literatur vermittelnde instanz um das jahr 2003 herum versicherte.

das bloggen unter meinem namen hat mir ein bisher unvertrautes und, mag sein, illusionäres gefühl literarischer autonomie gegeben. als ich unter meinem namen im netz zu publizieren begann, war ich neugierig darauf, nicht ob, sondern wie die netz-präsenz sich verselbständigte. ich halte noch immer ein „niedriges profil“, das heißt, ich habe meine blogs noch immer nicht aktiv bekannt gemacht oder nach weiteren sponsor/inn/en gesucht. immer noch schaue ich, was aus dem netz auf mich zukommt.

meine blogs in der mehrzahl, denn mayrhofer hatte mir zum testen verschiedener formen und oberflächen drei web-logs eingerichtet (das mit den oberflächen ist untergegangen, ich verwende nach wie vor das fabrikdesign). alle drei sind eine bisher werbungsfreie zone.

das erste, *nedabei.net*, ist vorwiegend zum archiv für das verstreute werk geworden. hinzugekommen sind die dokumentation aktueller arbeiten und elemente, aus denen neue projekte werden könnten; so hat mich der mit dem bloggen in einer plattform verbundene aktualisierungssog

zum flanieren, zu stadtgängerischen bild-text-miniaturen, gebracht. der „jacquin-blog“ hat mich netzbedingt in den für das „pflanzenbuch“ unverzichtbaren und auch angestrebten diskurs mit botanikern gebracht und durch ihr feedback mehr sachgehalt bekommen; dies betrifft vor allem wissenschafts- und institutionengeschichtliche aspekte der botanik in wien.

im dritten blog bin ich unter dem arbeitstitel „rosa mundi“ auf ein lange zurückliegendes und daher jetzt völlig offenes trilogieprojekt zurückgekommen; hier gilt für das feedback ähnliches wie für den jacquin-blog (ja, auch botanikerinnen und botaniker). „rosa mundi“ lädt offenbar am meisten zu zusendungen ein und ist das interaktivste blog geworden.

seit dem sommer 2007 nehme ich die drei blogs hin und wieder deutlicher als bisher als gesamtprojekt wahr. in diesem gesamtprojekt ist alles sehr viel dokumentarischer und weniger imaginär geworden, als ich gedacht hatte. das empfinde ich als spannend, denn es hat unbewusstes in meinem schreiben zu tage gebracht. bloggen ist kontinuierliche öffentliche schreibarbeit und für sich mutig: die rezeptionsmechanismen im netz werden die bedeutung, nach der man selbst nicht zu fragen wagte, immer sofort finden.

### **web-logging – notizen iii: die körper.**

die körper. tägliche bildschirmarbeit über stunden und jahre ändert die körper. die augen. die hände, ellenbogen, schultern. den rücken. das kreuzbeingelenk. die vom rezipieren der neuesten nachrichten unbewusst angespannten beine, die davonlaufen wollen. nicht alle blogger/innen arbeiten täglich über stunden und jahre am bildschirm. die, die es tun, zeigen im lauf der stunden und jahre die gleichen syn-

drome wie leute, die täglich über stunden und jahre was auch immer am bildschirm arbeiten. substanzen, die wachhalten, und substanzen, die entspannen, im lauf der stunden, tage und jahre. nicht nur die sehkraft lässt nach, auch die präzision des einst vollkommenen eidetischen gedächtnisses. zwangshaltung. trotz ergonomischer sessel oder tastaturen gibt irgendwann den anlass, hausrezepte für sehnenscheidenentzündung an den händen auszutauschen: kaltstellen, sagte die ärztin, warmhalten und tigerbalsam, sagt der software-spezialist, und er sagt: schieß-comp-krankheiten; wir werden noch alle enden wie D. mit seiner maushand.

26. 7. 2007

*Neda Bei betreibt das Weblog*

*NEDA BEI*

*<http://www.nedabei.net>*

Kind of sloppy drawing today, so why not add some notes!

The fall cyclist  
(no helmet again)

He came in later, thus he didn't fit!

← window  
watcher

← woman who  
had the  
munchies (she  
had a bag of some  
kind of snack she  
kept dipping into)

← late comer (he's  
not really  
transparent?)

short  
commuter

Monday morning  
commuters

Party

## Der poetische Motor

*Bevor ich aufgehört habe zu schreiben, habe ich aufgehört zu lesen. Wer nicht sprechen mag, hat keinen Verlust durch Schweigen. Nicht mehr zu lesen aber - zumindest was Dichtung betrifft - ist ein Verlust. Ich möchte wieder beginnen.*

Mit diesen Worten begann der erste Beitrag meines Weblogs TURMSEGLER. Und sie waren gelogen.

Ich habe nach Erscheinen meines ersten Romans „Das Alphabet des Juda Liva“ als Journalist gearbeitet, x-hundert Seiten an Artikeln geschrieben: Kritiken, Reportagen, Meldungen – Texte mit extrem kurzer Halbwertszeit, klar, deutlich, sachlich und so weit von Literatur entfernt wie Alaska von Feuerland. Über fünf Jahre entstand in den wenigen Augenblicken des Innehaltens bei diesem Wettlauf mit dem journalistisch relevanten Tagesgeschehen ein neues Bändchen, ein poetisches Experiment, ein Balanceakt auf der Grenze zwischen Prosa und Lyrik. Und als es fertig war, meinte ich, ich hätte aufgehört, Autor zu sein. Ich hörte sogar auf, Journalist zu sein. Ich hörte auf zu schreiben. Und anders, als ich es im Auftaktbeitrag des TURMSEGLERS schrieb, habe ich es immer als einen Verlust empfunden.

Ja, es ist wahr: ich hatte auch aufgehört zu lesen und somit quasi die Nabelschnur der Inspiration durchtrennt, an der wohl jeder Künstler zumindest zeitweise hängt und hängen muss. Aber ich war nicht so einfältig zu glauben, dass die Unterbrechung der Lektüre das eigene Schweigen als Autor verursacht haben könnte. Ich wollte herausfinden, was mir den Mund zugenäht hatte. Und ich wollte herausfinden, warum ich es als Verlust empfand, wenn ich doch behauptete, gar nicht sprechen (also schreiben) zu wollen.



Warum hatte ich keine ernstzunehmenden Anstrengungen unternommen, für mein neues Buch einen Verlag zu finden? Warum stand der poetische Motor vollständig still, der doch immer zu brummen pflegte, seit ich mit etwa neun Jahren meine erste Geschichte ausgesponnen und aufgeschrieben hatte? Und warum störte mich die plötzlich eingetretene Stille?

„Ich möchte wieder beginnen.“ So stand es da. Und das traf zu. Ich bezog es zunächst auf das Lesen. Aber dahinter steckte der Wunsch, mit der Dichtung auch als Sprechender wieder zu beginnen. Ich würde aber, das war mir klar, meine Motivation hinterfragen müssen.

Zunächst plante ich, einfach Gedichte und Prosa-Exzerpte, die mir erinnerenswert schienen, zu sammeln und zu präsentieren. Davon rückte ich allerdings schon binnen einer Woche ab. Für den TURMSEGLER, sagte ich mir, müsste ich reflektierend lesen. Ich müsste berichten, warum ich mich an ein bestimmtes Gedicht erinnerte, warum ich ein bestimmtes Buch immer wieder oder auch nach längerer Zeit zum ersten Mal erneut in die Hand nahm. Und ich müsste berichten von der Andersartigkeit der wiederholten Leseerfahrung; denn dass ich die Texte mit zum Teil 20 Jahren Abstand ganz anders las als zu jener Zeit, da ich sie zum ersten Mal vor Augen gehabt hatte, das wurde schnell allzu deutlich.

Um beim Bild des poetischen Motors zu bleiben: Schnell stand ich wieder mit ölverschmierten Händen da, sah mich prüfen, abklopfen, schrauben und ölen. Ich begeisterte mich, und mit einem Mal sprang der Motor wieder an. Und er stotterte nicht einmal. Nein, er schnurrte.

Was die Gründe des Verstummens angeht, kann ich mich an eine Antwort nur annähern. Die alten Lügen mochte ich nicht wiederholen. Die Wahrheit aber konnte ich unmöglich preisgeben. So blieb mir gar nichts

anderes übrig, als zu schweigen. Das ist eine vage Vermutung, der ich nachgehen muss.

Über die Motivationsfrage bin ich mir nach wie vor nicht im Klaren. Aber ich taste mich an eine Antwort heran. Auch einen neuen Verlag habe noch nicht gefunden. Der Anteil am TURMSEGLER, den meine neue eigene literarische Produktion ausmacht, ist denkbar gering. Aber ich stehe wieder im Diskurs. Ich lese und schreibe und habe Vergnügen daran. Der poetische Motor schnurrt. Metronom und Stichwortgeber verrichten ihren Dienst hinter den Kulissen in einer Selbstverständlichkeit, die es vor dem Verstummen nie gab. Ich schweige noch immer die meiste Zeit. Aber ich rede (also schreibe) auch – gerade so viel, dass ich die Phasen des wohl nötigen Schweigens nicht als Verlust empfinde.

\* \* \*

### **1000 Seiten cummings**

••• Zu den minderen Merkwürdigkeiten der DDR zählten Bibliotheken, zu denen der Zutritt gestattet war, in denen man jedoch den grössten Teil der im Katalog geführten Bücher nicht ausleihen durfte. Dazu kamen dann noch Bibliotheken, in denen man alle geführten Bücher hätte ausleihen können, zu denen jedoch der Zutritt nicht gestattet war.

Zur ersten Kategorie gehörte die Berliner Stadtbibliothek: Bücher, die im nicht-sozialistischen Ausland erschienen waren, konnte man ohne spezielle Genehmigung nicht ausleihen.

Zur zweiten Kategorie gehörte die Bibliothek der amerikanischen Botschaft in Ost-Berlin. Dort war man bereit, alle Bücher zu verleihen. Die Botschaft zu betreten, war jedoch weniger ratsam.

Für ein ganz bestimmtes Buch habe ich mich damals entschlossen, die Verbote und Tabus zu missachten.

Zum ersten Mal gehört habe ich den Namen e. e. cummings in einem Film. Woody Allens „Hannah und ihre Schwestern“ lief im Fernsehen. Zwei der Protagonisten – ich glaube es waren Elliott und Lee – treffen sich da in einer Buchhandlung. Elliott nimmt einen grossen Wälzer aus dem Regal, die Ausgabe der „Complete Poems 1904-1962“ und zitiert aus „somewhere i have never travelled“:

*nobody, not even the rain, has such small hands*

Ich erinnere mich noch gut an den Untertitel der Szene:

*niemand, auch nicht der regen, hat kleinere hände als du*

Ich musste diese – zumindest vermutete – Schatztruhe amerikanischer Lyrik unbedingt selbst in die Hände bekommen. Und aus irgendeinem Grund hatte ich mir in den Kopf gesetzt, dass es genau diese Ausgabe sein müsste.

Nachdem Antiquariate und Bibliotheken mit der Ausgabe nicht dienen konnten und in der Stadtbibliothek kein Weg zur Ausleihe eines amerikanischen Lyrikbandes führte, war ich recht verzweifelt. Ich weiss nicht mehr, welcher Witzbold mir damals geraten hat, es doch in der Bibliothek der amerikanischen Botschaft zu versuchen. Ernst war der Rat wohl nicht gemeint gewesen. Aber ich zögerte nicht.

Das Getriebeöl von Diktaturen ist die Angst der Bürger. Ich war gewiss nicht besonders mutig, eher naiv; und ich hatte ein Ziel. Ich wollte dieses

Buch. So bin ich 1987 in die amerikanische Botschaft geschlendert, als wäre es nichts. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich eine Sicherheitsschleuse mit Metalldetektor passiert. Der Sicherheitsbeamte am Eingang wies mir freundlich den Weg zur Bibliothek.

Erst die Bibliothekarin machte mir klar, dass ich bis zu ihr gar nicht hätte vordringen dürfen und dass ich besser nicht zu lange bliebe. Den Band – ja – den hatte sie da und hievte ihn für mich aus dem Regal.

Da stand ich nun, tausend Seiten cummings in meinen Händen und nur wenige Minuten, um darin zu lesen. Dass ich noch einmal zurückkehren könnte, um das ausgeliehene Buch zurückzubringen, daran mochte die Bibliothekarin nicht glauben. So musste ich die vielen Gedichte, die doch entdeckt werden wollten, zunächst zurücklassen.

Ganz so unbehelligt, wie ich in die Botschaft hineingekommen war, kam ich nicht wieder hinaus. Eine Strassenecke weiter wollte ein Polizist dann doch meine Personalien aufnehmen und wissen, was ich in der Botschaft zu schaffen hatte. Ich wollte ein Buch ausleihen. Aha, na was denn auch sonst...

Zu den eher grösseren Merkwürdigkeiten der DDR zählte, dass man – wie ich unterdessen meinen Stasi-Unterlagen entnehmen durfte – durch geringsten Kontakt mit einem US-Bürger verdächtig werden konnte, ein Agent des Klassenfeindes „auf der amerikanischen Linie“ zu sein. Da passt es natürlich ins Bild, dass man die amerikanische Botschaft aufsucht, um „ein Buch auszuleihen“, das man dann nicht einmal vorweisen kann.

Folgen hatte das Ganze nicht. Bestellt habe ich das Buch schliesslich 1993 über eine auf amerikanische Literatur spezialisierte Buchhandlung

in Berlin. Mehrere Wochen musste ich warten, bis der Band aus Amerika eintraf. Das ist nun eines der Bücher, die ich an niemanden verleihe.

DON'T EVEN TRY IT!

### Ein Blatt fällt

l(a

le

af

fa

ll

s)

one

l

iness

*e. e. cummings, aus: "Complete Poems 1904-1962"*

© Liveright Publishing, 1994

••• Nein, ganz leicht macht es uns e. e. cummings hier nicht. Für all jene, die hier ein Silbenrätsel vermuten – und die sich dessen auch sicher nicht zu schämen brauchen – hier eine Übertragung des Textes in die Ebene:

l(a leaf falls)onliness

Und als Versuch einer Übertragung ins Deutsche:

e(ein

bl

att

fä

ll

t)

in

sam

keit

Dazu noch der Versuch der deutschen Übertragung, nun ebenfalls in die Ebene übersetzt:

e(ein blatt fällt)insamkeit

Natürlich gehört dieses Gedicht von oben nach unten gesetzt. Die Buchstaben zeichnen den Fall des Blattes nach. Das macht es dem Leser nicht eben leichter, aber ein wenig Versenkung darf schon abverlangt werden. Schliesslich wird man mit der vielleicht sparsamsten Möglichkeit, alles über ein fallendes Blatt zu sagen, belohnt. Oder – wie man es nehmen mag – mit einer der intensivsten und treffendsten Beschreibungen eines elementaren menschlichen Gefühls.

## Chelsea, Auster, Moon

••• Vor 11 Jahren – 1996 – war ich zum ersten Mal in New York. Den Flug hatte Egon Ammann bezahlt. „Das ist Deine Stadt, hier musst Du unbedingt hin!“ hatte er mir geschrieben, handschriftlich auf Luftpostpapier aus einem New Yorker Hotel. Dieser Brief und das Flugticket waren mir geradezu ein Liebesbeweis. Und das von meinem Verleger! Ich war im siebten Himmel.

Tatsächlich fühlte ich mich in New York wie zu Hause, als ich schliesslich dort ankam. Da ich nur wenig Geld hatte, stieg ich in einem preiswerten, so genannten Jugendhotel ab. Das ertrug ich allerdings nur eine Nacht. Das Klo war verstopft; und die Kakerlaken in mir bis dahin unbekannten Grössen liefen nachts munter über die Bettdecke, so dass ich am nächsten Tag umgehend auscheckte und erneut auf Hotelsuche ging.

Das *Chelsea Hotel* wurde mir empfohlen – 222 West 23rd Street – ein Künstlerhotel mit bewegter Geschichte, wie mir versichert wurde. Das Zimmer dort war nicht teurer als das Kakerlakennest, heruntergekommen, aber sauber und frei von Ungeziefer.

Erobert habe ich mir New York zu Fuss. Tagelang bin ich durch Manhattan und Brooklyn gelaufen, ohne jene Quartiere zu meiden, vor denen ich wortreich gewarnt worden war.

In einem *book shop* in Soho habe ich mein zweites englischsprachiges Buch gekauft. Das erste, das waren ja – wie an anderer Stelle schon berichtet – cummings' „Complete Poems“. Das zweite war nun ein eher schmaler Band von Paul Auster: „Moon over Manhattan“. Es war mein erster Versuch mit englischer Prosa im Original. Beim ersten Durchgang blieb wenig übrig, beim zweiten mehr. Beim dritten schliesslich – auf

dem Rückflug – war der Knoten geplatzt. Seither lese ich viel und gern auch auf Englisch. Das verdanke ich also Auster, denn hätten mir die Fragmente, die sich mir zunächst von seinem Buch erschlossen, nicht so sehr gefallen, hätten mich wahrscheinlich Mut und Geduld verlassen, bevor die Sprachbarriere dauerhaft hätte niedergerissen werden können.

Paul Austers Schreibmaschine, auf der er seit 1974 alle seine Werke geschrieben hat, stand zu jenem Zeitpunkt in Brooklyn. Mit ein bisschen mehr Chuzpe hätte man bei ihm klingeln können. Das wagte ich natürlich nicht. Zu sehen bekommen habe ich diese Schreibmaschine später aber doch, und zwar in Austers Film „Smoke“, in dem eine ganze Riege von Hollywoodgrößen in einem Tabakladen – der von Harvey Keitel betrieben wird – zusammentrifft und sich unterhält: übers Rauchen, aber natürlich nicht nur. Paul Auster spielt auch mit und die Schreibmaschine, wie könnte es anders sein, ebenso.

In der Zwischenzeit war ich mehrmals in New York als Journalist. Da wurde ich jeweils in Hotels mit klimatisierten Räumen in der Nähe des Central Parks untergebracht, bequeme Quartiere, aber mit deutlich weniger Flair. Im *Chelsea Hotel* war ich seither nicht mehr. Schade eigentlich. Das sollte man sich mal vornehmen. Auch wieder einmal Auster lesen. Seine „Story of My Typewriter“, die mir meine Liebste gestern zum Lesen gab, hat mir wieder Appetit gemacht.

*Benjamin Stein betreibt das Weblog*

TURMSEGLER

<http://turmsegler.net>





WATER  
IN CASE OF FIRE  
WATER

WATER  
IN CASE OF FIRE  
WATER

4-13-07

## **Hier ist kein Ort (Geschriebenes über das Schreiben im Netz)**

Dein florales Muster im Anschlag, dein Küchenkrepp und deine Dekoration aus Naturmaterialien:

Hier ist der Ort, sagst du, und ich sage: Hier ist kein Ort.

Du erzählst von erschossenen Herzen und Kindern, von hinten am Hals gepackt und durch die Wohnung geschleift, ich sage: Das ist alles nicht wahr. Du sagst: Du hast ja keine Ahnung, ich lächle, als ob ich keine Gewissheit hätte.

Hier ist kein Ort, sage ich, hier sind keine Herzen und keine Kinder und erschossen wird nicht ein einziges Herz, wenn es keinen Ort gibt.

Du sagst: Leck mich am Arsch, ich sage: So reden nur Strandläufer, die bis zum Hals in Scheiße stecken. Mein Lächeln ist wissend, aber du siehst es nicht.

Grins nicht so blöd, sagst du, ich sage: wenn es keinen Ort gibt, gibt es nichts zu sehen. Kein Ort, kein Grinsen. Das ist Physik. Sage ich und klopfe auf den Tisch.

Du erzählst von Tischläufern, du sagst: Ich höre, wie du auf den Tisch klopfst, glaubst du, mich schreckt das? Du erzählst von Tischläufern mit Holzbeinen und dem nervenden Geklopfe ihrer Holzbeine auf der Tischplatte. Du sprichst von der Notwendigkeit textiler Irgendwasse. Das Klopfen ist zu laut, ich hacke die Holzbeine ab.

Jetzt ist Ruhe im Karton, sage ich. Karton ist nicht, sagst du.

Schuhe, Schuhe wie von Puppen, sagst du, ich sage Schuhe, und wenn ich Schuhe ohne was sage, meine ich auch Schuhe ohne was, Schuhe liegen am Tisch, verstreut. Du nimmst einen Bratenspieß – erinnerst du dich noch? – und stocherst in einem herum, hebst ihn hoch.

Wer weiß, wer da einmal dringesteckt hat, sage ich, du nickst und hältst dir den aufgespießten Schuh an die Nase. Der ist neu, sagst du. Ich sage: Der ist nicht neu, den gibt es gar nicht. Eine Handbewegung und der Schuh fällt auf den Tischläufer, ein dumpfes Geräusch, als ob jemand umgefallen wäre, du zielst auf mich. Ich sage: Den Bratenspieß gibt es nicht, denn hier ist kein Ort.

Du steckst Moos und Rinde und verfärbte Blätter auf den Spieß.

Friss das, sagst du, weil du mein Herzblatt bist, ich sage: Wo sind die Blumen und wo ist die Rotweinkaraffe, und du sagst: Von hinten erwürgt, von vorne ersäuft. Ich sage: Hier ist kein Ort.

\* \* \*

## Texte, die letzten

3. 5. 07

**Ein Ich sitzt im Zug. Sehr traurig.**

Ein Ich sitzt im Zug. Sehr traurig.

Ich – Nicht Ich – Ich – Nicht Ich – Ich

Nicht – Ich hält ein: eine Zitronenfalte!

Und weiter, der Zug, das Ich – Nicht

Ich – Ich – Nicht Ich – Zitronenfalte ist

Im hinteren Himmel ist sie verschwunden

Auch wenn jemand ihren Namen auf eine Fahrkarte

Auf eine fremde, wie es heißt, auf eine fremde

Fahrkarte gekritzelt hat. Sehr traurig. Ein Ich sitzt im Zug.

(Mit Dank an B.)

4. 5. 07

**„ ... die innere Potenz der Auflösung ... “**

„... etwas Komisches hat sie geantwortet. Klassische Schönheit in Literatur und Kunst, aber auch in der Realität, rühre sie wenig, sagte sie; es müsse im Schönen die Ahnung eines Risses, eines Bruchs, eine leise Schlampigkeit und Nachlässigkeit sein, die innere Potenz der Auflösung. Nur unter dieser Voraussetzung spreche Schönheit sie sinnlich an. Sonst sei die Bewunderung reine Sache des Verstandes.“

(Aus: „Inge Merkel: Die letzte Posaune“)

## Adieu

Sie hat dabei geweint, ich habe ihr Aufschluchzen zwischen den Worten genau gehört: Manchen Traum kann man nur alleine träumen, hat sie gesagt. Vielleicht sagte sie aber auch: Manchen Traum will man nur alleine träumen. Genau weiß ich das jetzt nicht mehr, aber dass sie dabei geweint hat, das weiß ich. Ganz egal, was ihr sagt, sie hat geweint und nicht triumphiert. Und genervt oder gelangweilt war sie schon gar nicht. Sie war traurig, als sie Schluss mit mir gemacht hat. Klar? Denn SIE war es, versteht ihr, SIE war es und nicht ich. Was für ein Traum?, habe ich gefragt, um irgendetwas zu sagen, denn man kann doch nicht einfach schweigen, wenn man abserviert wird, aber da hatte sie das Gespräch auch schon beendet. Sie, nicht ich, ich muss das noch einmal sagen, weil ihr mich anseht, als ob ich euch Märchen erzählte. Als ob ich je der Typ gewesen wäre, der Märchen erzählt! Auch das war sie – mit ihren Märchenbüchern und Traumheften, mit ihren tausend Zetteln, auf ihnen klebend: Figuren und Figurenteile, soviel Klebstoff, dass sich die Seiten verzogen wie dicke, runzelige Haut. Ich hätte sie nie verlassen, ich hing an ihr mehr als an jeder anderen. Auch das wisst ihr, wie ihr alles wisst, aber nicht wissen wollt. Weil ihr lieber das ganze Wissen in mich hineinphantasiert (phantasiert, NICHT träumt!, dass das klar ist!), damit ich alles und ihr kein Wissen habt. Das würde euch so gefallen! Ihr allerdings wäre das alles vollkommen egal und auch das wisst ihr, weil ihr doch immer schon alles egal gewesen ist. Alles außer ihrem Traum, den ich hier und jetzt nicht nennen werde. Extra. Damit ihr ihn alleine wissen müsst. Wie ich ihn weiß. Wie ich sie weiß. Weinend weiß, als sie mich abgeschossen hat mit diesem einzigen kleinen Pfeil aus ihrem Büchlein. Nie hätte ich gedacht, dass er auch nur einen Meter weit fliegen kann, verklebt wie er ist, dieser Traumpfeil, den ihr kennt, den ihr besser kennt als ich, weil ihr ihn schon länger kennt als ich, der ich neu hinzugekommen bin. An der Hand hatte sie mich genommen, warm und tro-

cken war die Hand, und wie ein Luftballon so leicht bin ich emporgestiegen an ihr und ihr habt gegafft, dass es nur so eine Freude war. Und jetzt hat sie mich abgeschossen. Ihr wisst das. Wie ihr alles wisst und wie ich weiß, dass sie geweint hat. Sie weinte, als sie sagte, woran ich mich jetzt, wo ich in eure weit geöffneten Augen schaue, die kein Lidschlag auch nur Sekundenbruchteile verdeckt, genau erinnere: Manchen Traum muss man alleine träumen.

7. 5. 07

### **ich han min monogramms**

ich han min monogramms  
in der hinterhand han ich's versteckert  
wo doch keins und seinerlei himmels  
smacht versteckert sist sin so seinem  
monogrammstrara ich weiß  
ihr kopfbecherchens ebens unds mühs und ohne tadels  
deshalb ist kein o mehr kein salz kein i und kein a nur das monogramms  
meines  
ist es du glauerst mir jetzt sonst kracht's in der hinterhand  
han ich's versteckert  
vor fingerns und frühstückslöffeln  
han ich's da versteckts mags ein agst du und wickelst  
eine große buttebrotpapierette aueinander

9. 5. 07

### **Am Rand und in Schmuckfarbe**

Am Rand und in Schmuckfarbe Silber / So schreib' ich das Merk Merk  
Merk rundum im Kreis, bis mir schwindlig wird / Doch in der Mitte hält  
an dein Gesicht samt der schwarzen Augenklappe von damals / Und  
schön ist das nicht / Wie deine Zahnregulierung dein Eisengebiss / Ein  
Batzen Stahl in der Goschen / Doch blind / Blind ist was anderes, hast du  
gesagt und ich / Lies den Merksatz, sag' ich zu dir / Vielleicht nützt's  
was / Nicht dass ich's glaube / Nur ich kann ihn lesen mit geschlossenen  
Augen wie ein Buch / sag' ich dir, seh' ich dein Bild und tausend Ge-  
schichten / Dein Bild dein Bild vorm Zielfernrohr / Da liegt es und Kin-  
der waren es Kinder Kinder ein Kind / Du siehst es nicht / Ein Kind hat  
geschossen / Vielleicht war es ich.

*Andrea Heinisch-Glück betreibt das Weblog*

*NOTIZBLOG*

*<http://ahg.twoday.net>*

## **Ein Blog**

Mit dem Bloggen begannen wir, weil wir etwas Freies machen wollten, ohne künstlerische und kommerzielle Einschränkungen. So gab es keinen Druck für besonders originelle Texte oder verrückte Bilder, auch keine Wünsche und Ansprüche von Ausstellungsmachern, Kuratoren oder Lektoren.

Wir konnten also einerseits kontinuierlich an einem Projekt arbeiten und waren andererseits frei für Experimente und neue Wege. Durften uns an das Malen und Schreiben herantasten, ohne ständig den Launen und Spekulationen des Kunstmarktes ausgesetzt zu sein.

Es sollte ein Logbuch sein und kein privates Tagebuch werden, also Aufzeichnungen einer – wenn auch nur virtuellen – Insel und des öffentlichen Lebens dieser Insel.

Was uns auch faszinierte, war die Verbindung von zwei Handwerken, dem Schreiben, Zeichnen und Malen auf Papier und der digitalen Welt des Internets. Selbstverständlich staunen wir noch heute, wenn wir morgens um acht vor einem leeren Blatt Papier sitzen und mit einem Bild beginnen, und um neun können dieses Bild und der dazugehörige Text weltweit gesehen und gelesen werden.

Schon schnell merkten wir, dass wir so ein breiteres Publikum erreichen konnten als in den üblichen Kunstkanälen wie etwa Galerien und Museen oder Lesungen. Es ist uns ein Anliegen, alle Menschen anzusprechen, nicht nur die vordergründig Kulturinteressierten, da wir uns selbst als Publikum nicht ausschliessen wollen.



Was uns überraschte: Es gab sofort Kontakt zu Gleichgesinnten (unter anderem über *litblogs.net*); und so kam es zwangsläufig dazu, dass wir mit anderen Künstlern zusammenarbeiten konnten.

So schreibt Martin Loosli (Autor und Maler) seit Sommer 2006 den grössten Teil der Texte für das LOGBUCH ISLA VOLANTE, und mit einer in sich geschlossen Serie fiktiver, an die ISLA VOLANTE versandter Postkarten beteiligte sich auch Markus A. Hediger am Logbuch. Mit beiden wollen wir weiter arbeiten und sind offen für neue Autorinnen und Schreiber. Denn gerade diese Gastschreiber sind eine echte Herausforderung an unsere malerischen und zeichnerischen Fähigkeiten.

Umgekehrt konnten wir selber für andere Blogs Bilder beisteuern, oder Bilder unseres Blogs wurden in anderen Blogs integriert. Die Arbeiten, die wir für andere Blogs realisierten, sind auf alle Fälle sehr lehrreich, da wir zwar ohne Wettbewerbsbedingungen arbeiten können, aber trotzdem erkennen, ob unsere Bilder auch in der neuen Umgebung Bestand haben.

Zu guter Letzt hat ein Blog noch einen entscheidenden Vorteil gegenüber all den „realen“ Werken: ein Druck auf die Delete-Taste, und es ist für immer weg.

\* \* \*

## **Achterbahn**

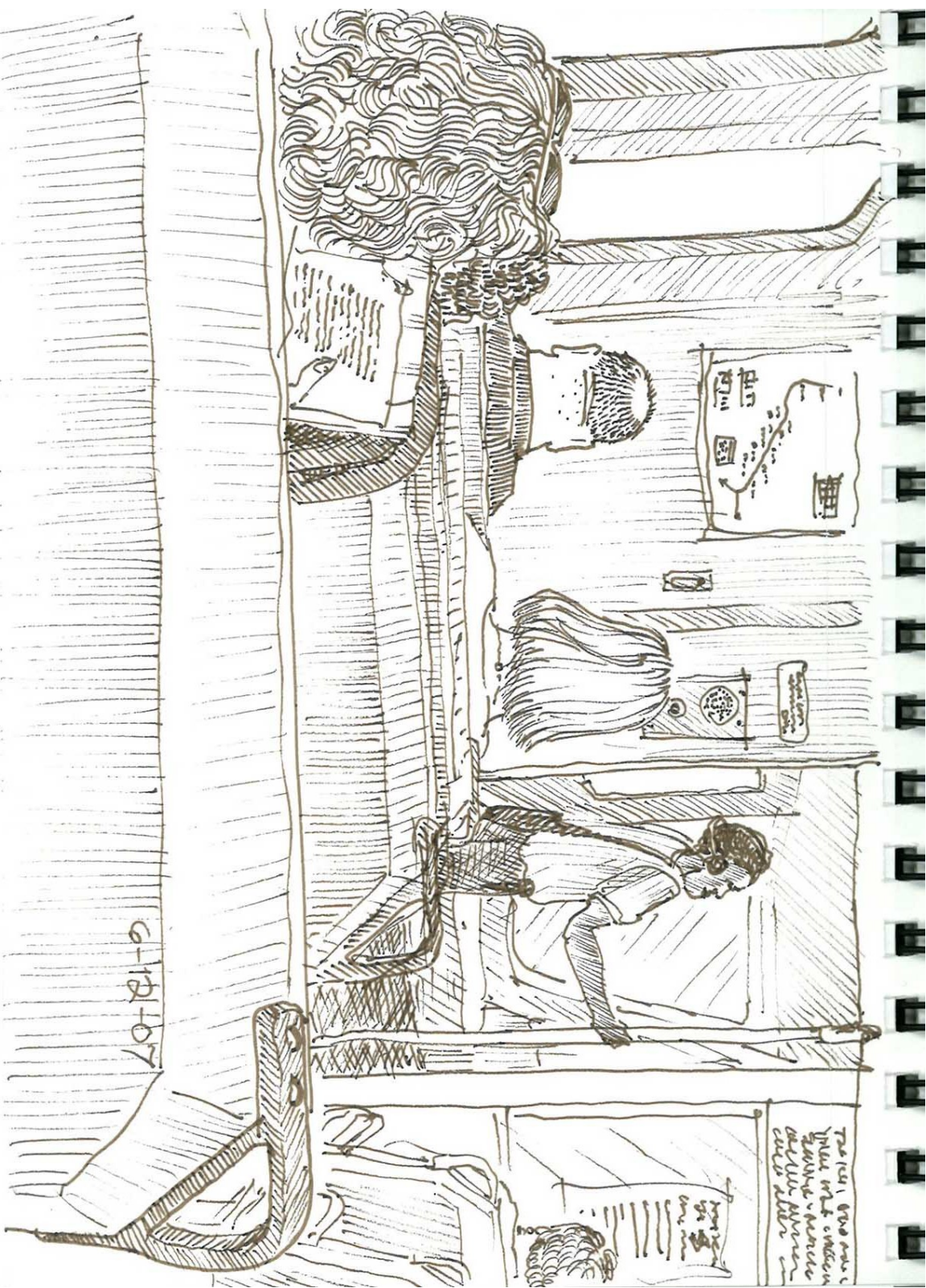
(Eintrag vom 6. August 2006)

Bei meiner letzten Reise auf das Festland war die See unruhig und stürmisch. Vielen Passagierinnen wurde es übel, doch ich kam zufrieden und entspannt im Hafen an. Da ich ein Geschenk besorgen musste, ging ich als erstes in ein Warenhaus und bestieg dort das Rollband. Kaum stand ich auf dem Band, sprach mich die Lehrerin an, zu der ich in die erste Klasse gegangen bin. Vor meinen Augen sah ich wieder das Schulzimmer und die ganze Klasse, alles ging mir wieder durch den Kopf: Schulhefte – Javelwasser – feuchte Hände – Diktat. Gleichzeitig rollte ein Mann aus der anderen Richtung an mir vorbei, mit ihm war ich in der Lehre, und plötzlich sitze ich wieder im Dekorationsatelier und warte auf den Feierabend, um mit meinen Kolleginnen in den Ausgang zu gehen; aus den Lautsprechern des Warenhauses höre ich sogar ein Musikstück aus dieser Zeit. Und nun sprach mich in meinem Rücken auch noch eine Frau an, mit der ich später zusammen gearbeitet habe. Arbeit – Partys – Lohnverhandlungen und der penetrante Geruch von Lauge, alles kam zusammen. Ich fühlte mich wie auf einer Achterbahn und schaffte es noch knapp vom Rollband auf eine Sitzbank im ersten Stock. Ich hörte hallo... und eine Hand schlug auf meine Schulter und dieses unglaubliche Rasierwasser...

*Rittiner & Gomez betreiben das*

*LOGBUCH ISLA VOLANTE*

*URL: <http://logbuch.isla-volante.ch>*



6-12-07

The first time I  
went to the  
church, I was  
in the choir  
and I was  
in the choir  
and I was  
in the choir

Jörg Meyer

## Was sind literarische Weblogs? Eine fragmentarisch web.punktende Poetologie

### ppp – the pretty.public.privacy

Zur Jahrtausendwende, 2000, schrieb ich täglich in ein Web-Tagebuch. Weblogs gab es damals noch nicht, wir erfanden derlei gerade, nicht in PHP, sondern statischem und bewusst statistischem HTML. Rainald Goetz hatte mit seinem „*Abfall für alle*“ 1998 vorgelegt, welchem Müllwerken ich nachfolgen wollte. Ein „di.gi.arium“ des täglich-nächtlichen Begehrens in „*keiner nacht für niemand*“.

(Ich schrieb mit Web-Punkten zwischen den Wortfugen ... maniert, aber nah am damaligen WWW der ehemaligen PPP.)

←- snip! ->

theorie.theorie und text.über.text: master and slave des textes. Wer ist master, wer ist slave? Wer ist der server, wer der client? IST DER TEXT AUTONOM? ich lese einen, der di.gi.arium liest. ich schreibe reply. Eigentlich wollte ich gerade di.gi.arium schreiben. Aber vorher noch mal kurz in die m.box schauen. Was finden wir? Wir er.finden.

problem.1.0: das out.ohr, das plötzlich mitten DRIN dem lauscht, was als echo wiederum out.ohren.schaft erzeugt, wird dadurch – weil es höflich ist (mindestens deshalb) – genötigt, zu ANTWORTEN. Damit entsteht notwendiger.weise KOMMENTAR, ERLÄUTERUNG, TEXT.ÜBER.TEXT. beschädigt der text über den text, die anatomische zerlegung des

hirten durch den hirten („der text ist mein hirte, mir wird nichts mangeln“ – er stochert mit dem krumm.stab in den zeilen), die autonomie des textes? Wenn dem so wäre. Müsste dann nicht das out.ohr jedweden kommentar verweigern, jedwede antwort nach der doch vorhandenen frage: erklär mir den text? Muss der verschwundene – besser: der VERSCHWINDER – fortan schweigen, außer IM TEXT? man könnte es auch andersrum lösen: der TEXT ist so autonom, dass darüber selbst.redend auch das out.ohr selber reden kann wie jeder beliebige reader.voyeur. oder auch: auch die e.mail über die e.mail über den text, hier wiederum text, der TEXT.ÜBER.DEN.TEXT.ÜBER. DEN.TEXT, ist text, ist literatur so sehr oder so wenig, wie es der text im augenblick ist.

problem.2.0.: dass NA.KLAR die pathetische fuchtel vom verschwinden.im.oder.hinter.dem.text eine POSE ist. Bloß: pose von wem? Vom out.ohr, vom ögyr, vom ingenieur.voyeur? und WER verschwände, wenn die pose nicht nur pose wäre, sondern sozusagen prosa? Und: hinter wem oder was? text, literarischer, lebt vielleicht gerade von diesem ständigen hin.&her zwischen fiktion und nicht.fiktion (wobei nicht.fiktion nicht gleich realität ist, weil sie ja immer noch VERMIT-TELST TEXT mit.geteilt wird).

Aside.übrigens: das ist auch das faszinierende am netz: gibt es die unter <http://www.fufme.com/> angebotenen bit.lust.maschinen wirklich? Man kann sie sogar bestellen, aber es existieren von ihnen keine fotos (und selbst die wären zu fakten zerfuckt), sondern – wohl bewusst – nur ZEICHNUNGEN. der leser, der darauf präpariert wurde, dem TEXT, nicht aber den e.mail.erläuterungen des sich als hinter dem text verschwundener gerierenden out.ohrs zu trauen, meldet zweifel an an der konsistenz des PRINZIPs VERSCHWINDEN. hat das out.ohr so präpariert? Oder stand nicht einfach nur IM TEXT: „der text ist mein hirte, mir wird nichts mangeln.“ Sprach er, der text, diesen satz nicht mantra.artig

vor, so lange, bis er BE.DEUTEN gewann – und damit nach DEUTUNG verlangte? und: das out.ohr erklärte im e.mail.thread ÜBER.DEN.TEXT eigentlich kaum etwas zu „seiner kunst“ (die ja nicht mehr „seine“ sein kann, wenn sie denn autonom auch von ihm wäre), sondern mehr dazu, wie er sie deutet (nachdem sie so.und.so be.deutet hat). ist das denken dem text immer einen schritt voraus? Ist das der protest des denkens gegen das verschwinden? Das denken ist dem text nur im entstehen des textes immer einen satz voraus. Aber dann spricht der text zurück, durch sein be.deuten. das voraus sein ist also nur im modus ÜBER.-DEN.TEXT (nach.denken &c.) voraus. Idealer.weise denkt der text dann selbst. Was durchaus nicht bei allen texten im di.gi.arium der fall ist, eher bei einer minder.zahl. was funkt das out.ohr über seinen text? Es gibt keinen „seinen“ text. Es gibt nur text. Possesiv.pronomen vor text sind sinn.los (jedenfalls vor literarischem text).

problem.3.0: dass der nachher, nach dieser e.mail, noch zu schreibende di.gi.text irgendwie davon beeinflusst wird, dass vorher dieser text so.und.so geschrieben wurde. Schwer, diesen text, aus dem di.gi.text heraus.zu.halten. eigentlich ganz leicht, aber dann würde es künstlich. Deshalb steht HIER der e.mail.text. up.ge.cuttet, di.gi.like director's cut. aside: tut man dem kollegen i. den gefallen, paar sätze über ihn zu schreiben, ihn VOR.KOMMEN zu lassen? Man tut. Und der text antwortet mit prosaischem unwillen, wird tage.buch statt di.gi.arium. und dann, wenn der papier.tiger im di.gi.arium zahn.los wird, WEIL da das out.ohr.ögyr schreibt und nicht der text den text, nicht die figuren des textes den text.ögyr (eck.sistenz der „websistenz“) denkt, der text, der scheinbar krisis inszenierende, war eben ein ögyr.text. geplant. Sobald ögyr plant, was er gleich schreiben wird, entsteht kein autonomer text mehr. Selten, sehr selten sind die momente, wo der text sich selbst schreibt.

problem.4.0: was war jetzt noch mal problem.4.0? äh ... – ach ja: die frage: soll man dem text oder dem e.mail.ögyr, dem jmeyer@nikocity.de glauben? Oder dem out.ohr? dass das nämlich für mich, ögyr, gar kein problem ist. Weil das eben äpfel sind, die über birnen sprechen, und das andere mal äpfel, die wie birnen aussehen. Sieht aus wie birne, schmeckt aber nach apfel. Was ist es denn nun? Das kommt darauf an. Wenn man nicht schaut und nicht tastet, nur schmeckt, dann ist es eben ganz eindeutig ein apfel. Und wenn man nicht schmeckt, dann ist es doch ganz sicher eine birne. Texte sind birnen mit apfel.geschmack oder auch äpfel, die wie birnen aussehen. Nur im TEXT.ÜBER.DEN.TEXT entsteht also überhaupt die frage: was ist was? muss nicht nur das out.ohr im text ertauben, sondern auch der leser verschwinden im/aus dem text? dann, erst dann, wäre NUR.NOCH.TEXT. das wäre UR.KNALL. bloß: aus dem ur.knall entsteht sofort wieder materie. erstmal strahlung, aber dann daraus gleich wieder KÖRPER. Die im/vom text artikulierte sehnsucht, im text zu verschwinden ist die sehnsucht eines körpers, der ja andererseits im text gar nicht sein kann, nur als figur. Text, der nur noch text ist (also die autonome asymptote überschritten), der nicht mehr gelesen zu werden braucht, ist dabei eine rein akademische frage (so wie die frage: was war VOR dem ur.knall?). was im text, hinter dem text, verschwinden will, ist der körper. Der körper des out.ohrs, dessen, der „sich“ als ingenieur.voyeur beschaut, sich wundert usf. die alte sehnsucht, NUR NOCH GEIST zu sein. Das ist eine sehnsucht wie die, die zu carina.und.vieles.mehr treibt, zu den vietnamesinnen mit den rosa lippen im schritt und den zärtlichen POLEN.MÄDCHEN. sie ist un.stillbar. und weil sie un.stillbar ist, macht sie den text autonom. „die websistenz als pose entlarvt. Ögyr lebt.“ Das könnte ein ergebnis sein. Aber dieses ergebnis wäre natürlich INTERPRETATION des textes. Eine zulässige, na klar. Aber es lebt eigentlich nur NUMMER.FÜNF. roboter.augen am pixel.geschirmten hoch.spanner des zeilen.generators. ein synchronisations.problem mit deutlicher aus.tast.lücke (physikalisch gesprochen). Der

marquis.poser sagt: sir, geben sie gedanken.freiheit, wissend: es war natürlich genau nicht der marquis. sondern DIE BORG, die alles assimilieren wie der text alles assimiliert. [löschung des textes]netdump.org ist nur für DOSen. Und ögyr. Ich mache BACK.Ups. die „maske der selbst.auslöschung“. posing. Coming! dass mir das, ögyr, individuum, ein horror ist, ist auch maske. Es ist überhaupt ganz viel maske. Nur eben immer wieder die erfahrung: die maske, die sich das out.ohr.ögyr im text zimmert, grinst plötzlich SEHR LEBENDIG aus dem text zurück. Der pinocchio fängt an zu laufen. der bändiger der marionetten des i.v.textes? EIGEN.SINN. der text hat eigen.sinn. das ist die eigentliche bedrohung, die von ihm ausgeht. Was ist die e.mail, der reply, der TEXT.ÜBER.DEN.TEXT? „irritierendes phänomen“. Mut.maßungs.maßnahme gegen das verschwinden im text? Es ist alles geplant. Posing. Coming! es ist dies die angenehme verworrenheit, die auch (oft) im di.gi.arium herrscht. Verworrenheit ist die hoffnung, klare gedanken blenden (immer was aus). Also genau so weiter. Überdies: ist dies hier schon ein erster schritt zu dem, was nach dem di.gi.arium kommt. Projekt: JOINT@VENTURE. im text denkt es ÜBER.DEN.TEXT. das ES, das ÜBER.DAS.ICH, ist die hoffnung, als widersprecher.widerspruch. als dialektisches möbius.band, bei dem die ober.fläche die ober.fläche ist. der text ist ein TEXT.ÜBER.DEN.TEXT. plötzlich, unvermittelt, erschreckend. Und doch wieder hirten.text und HYPERLYNX.

←- snap/snip! -→



## **der ingenieur.voyeur schau(der)t**

ad.1: „total recall“ jeder zelle. Ein mensch lässt sich, jedenfalls theoretisch (noch nicht praktisch, aber das ist nur eine frage der zeit), aus einer haut.schuppe vollständig rekonstruieren. In jeder einzelnen zelle ist die gesamte software seines betriebs.systems gespeichert. Inklusive der immateriellen appendices dieser software, die man gemeinhin als seele, charakter o.ä. bezeichnet. PARS.PRO.TOTO.TOTAL. analog, so nimmt der ingenieur.voyeur an, trifft das auch auf das individuum als zelle der gesellschaft zu. Aus dem ein.zelligen leben lässt sich das programm des gesellschafts.korpus ableiten. Diese annahme ist die einzige rechtfertigung dafür, dass romane geschrieben werden. Warum sollte man sich sonst für die GESCHICHTE einer FIGUR interessieren, wenn diese nicht exemplarisch wäre? Sein netz.steller nimmt an, dass der netz.knoten, der sich hier äußert, exemplarisch ist. Man könnte meinen, dies sei selbst.überschätzung, hybris des ichs. Im gegenteil: es ist die radikalste form einer demokratisch.demografischen annahme: ich bin NICHT so besonders, als dass ich NICHT AUCH als exemplar dienen könnte. Ich bin der durchschnitt statt der elite und deshalb interessant für durchschnitts.ermittler.

ad.2: die nicht stattfindende unerhörte begebenheit. Die klassische roman.theorie vor der erschütterung der moderne fußt immer noch auf dem 19.jahrhundert.schema der novelle: bericht über eine „unerhörte begebenheit“. In der tat aber widerfährt den menschen das unerhörte statistisch unerheblich. Die vom.tellerwäscher.zum.millionär.geschichten, die vom.mauerblümchen.zum.star.model.karrieren sind rar, sind selbst, wenn sie sich in der wirklichkeit ereignen, eher seltsam fiktionales traum.konstrukt. sprich: selbst wenn sie sich WIRKLICH ereignen, spricht man davon im wort.feld des traumes: traum.beruf, traum.karriere. das feld für geschichten ist deshalb eigentlich jenes, in dem sich keine

berichtenswerten, weil nicht unerhörten begebenheiten ereignen, da, wo sich eigentlich überhaupt keine GESCHICHTEN ereignen, weil dort GESCHICHTE gemacht wird.

ad.3: plädoyer für die antastbarkeit. „die würde des menschen ist unantastbar“ tönt das grundgesetz und noch manche ähnliche bürgerliche verfassung. Sehen wir mal davon ab, dass das unerhört ist, ungehört täglich missachtet wird, wozu schon genügt, dass man keinen deutschen pass hat oder keine deutsche arbeit, dass also vertreter des SCHWEINE-SYSTEMS ihren grunzenden rüssel im zaum zu halten haben, wenn sie diesen folgenlosesten satz des so genannten grund. Gesetzes wieder. käuen. die unantastbarkeit ist ein ideologem des kapitalistischen systems, das nach zurichtung in der unangetasteten, sondern vielmehr anvisierten vereinzlung strebt. Wonach dagegen revolutionär zu streben ist, wonach auch alle durch das system einsam gemachten intuitiv streben, ohne es sich eingestehen zu können, ist die ANTASTBARKEIT. Zärtlichkeit ist eine antastbarkeit. Wer nicht antastbar ist, weil seine würde verfassungsmäßig unantastbar ist, ist jener vereinzelt zurichtbare, den sich das system als unantastbare verwertungs.masse wünscht, die es braucht, um unantastbar, unhinterfragt zu funktionieren. Indem ich mich antastbar mache, habe ich den ersten schritt aus diesem material getan. Aber nicht ich muss unantastbar sein, sondern meine antastbarkeit, meine leidensfähigkeit, meine mitleidensfähigkeit, meine fähigkeit gegen die vereinzlung soll unantastbar sein. Dagegen verstößt das system täglich, das mir meine unantastbarkeit oktroyiert, damit es funktioniert und ich in ihm funktioniere.

ad.4: der ingenieur.voyeur als teil.nehmender – oder: pretty.pub-lic.privacy. ausgestattet mit optisch vergrößernden und schall amplifizierenden lausch.geräten, mit aufzeichnungs.geräten, die den BLICK INS MENSCHLICHE reproduzieren, ist der ingenieur.voyeur zugegen. Er

hat ANNE.WILL.TEIL als teil. In der kommune.1 sollten alle am sex aller teilnehmen können, zumindest beobachtend. Beobachtung ist die minimal invasive teilhabe. Das private ist politisch, weil es in der polis stattfindet, weil alle partikel der polis auf ähnliche weise privat sind. Privacy is public. Publicity is private. Die so genannte privat.sphäre wird geschützt, damit sie als SCHEINBARE sphäre der nicht.herrschaft erscheint. Als revolutionär muss ich mich für alles private interessieren, um zu LERNEN. Privacy als residuum ist zu dekonstruieren, solange ich privat machen kann, was ich will, öffentlich aber zu funktionieren habe. Ich will aber auch öffentlich machen, was ich will. Die mauern der häuser, in die man fenster.löcher geschlagen hat, damit man RAUS gucken kann. REIN gucken ist verboten. Aber der lichtweg ist umkehrbar, kommunikation ist umkehrbar, weil zwei.seitig und nur so denkbar. Der ingenieur.voyeur schaut zu. Was ist der unterschied zwischen dem zuschauen bei einer talk.show und dem mit hilfe eines FERN.ROHRs amplifizierten zuschauen, wie sich die nachbarin die fuß.nägel lackiert?

ad.5: der unterschied. Der ingenieur.voyeur hat private interessen. Das BILD im fern.rohr zittert dabei umso mehr, je stärker die vergrößerung ist. Seine beobachtung zielt auf ein objekt seiner begierde, in wahrheit nicht auf ein gemeinschaftliches subjekt. Die nachbarin wäre für den ingenieur.voyeur nicht interessant, er würde SEIN ROHR abwenden, wenn sie sich nicht die fuß.nägel lackierte. Das momentane interesse des ingenieur.voyeurs REDUZIERT sich auf die FÜSSE der nachbarin. Was die nachbarin denkt, während sie sich die fuß.nägel lackiert, ist dem ingenieur.voyeur egal. Würde die nachbarin aufstehen, um AM FENSTER in gebärden.sprache ZU IHM ZU SPRECHEN, kämen die füße aus dem blick. Das würde das beobachtungs.interesse reduzieren. Der i.v. ist zudem bemüht, dass die beobachtete ihn beim beobachten nicht ENT-DECKT. er denkt sich systeme von spiegeln aus, um die umkehrbarkeit des lichtwegs, die bedingt, dass alles, was er sieht, IHN auch sehen

kann, zu verbergen. Das hohe.lied auf die pretty.public.privacy ist also wiederum ein ideologem, um die objekt.haften LÜSTE AM LEIB der nachbarin zu verschleiern. Der ingenieur.voyeur kopiert videos, auf denen frauen PLAN.MÄSSIG und mehrwert.aktiv in illusionierter geheimer beobachtung abgefilmt werden, vorzugsweise, wenn sie sich masturbieren. HIDDEN.CAMERA.

ad.6: wiederherstellung der umkehrbarkeit des lichtwegs. Der ingenieur.voyeur experimentiert. Wie lässt sich die PRETTYNESS der von seinen beobachtungs.geräten in PUBLIC umgewandelten PRIVACY der von ihm emsig beobachteten frauen ebenso wie seine GIER.HAFTE lust daran veröffentlichen? Durch mitteilung. Der i.v. muss den frauen von seiner beobachtung und deren ergebnissen mitteilung machen. Das ist schwierig. Experiment: er VERÖFFENTLICHT zumindest die tatsache seiner beobachtung im netz. Er zeigt sich durch den text.hirten. vermittelt zwar, so erfolgt doch eine zumindest theoretische UMKEHRUNG DES LICHTWEGS. Der i.v. muss SENDER sein und nicht nur EMPFÄNGER, um das dilemma zu lösen. Das di.gi.arium ist SENDUNG. Der i.v. veröffentlicht sich, seine pervers.public.privacy. aus der vorstellung eines simplen vice.versa.imperialismus gewährt der i.v. voyeuren einblick in seine eigene p.p.p. immer noch ist das eine den lichtweg spiegelnd verschleiernde, durch den filter des wortes bloß vermittelte sendung. Aber es ist eine sendung. Siehe, sehet, sendet, so ist es. Ziel (unvollkommen): dialektische aufhebung der voyeurie durch die exhibition.

ad.7: warum ist der voyeur nicht einfach nur ein voyeur, sondern ein INGENIEUR.voyeur? weil die amplifikation der sinne durch verstärkende instrumente einen konstruktions.akt darstellt. Ich sehe, sagt der ingenieur.voyeur, durch das fern.rohr, was ich eigentlich nicht sehen darf. Ich höre durch die an die wand gekitteten lausch.apparate, was ich eigentlich nicht hören müsste. Um euch NAHE zu sein, die ihr vermutlich

so gewöhnlich seid wie ich, bediene ich mich apparaten, die ein KON-  
STRUKT von sicht- und hör.barem schaffen, annehmend, dass das, was  
die apparate zeigen, in der amplifikation ein AB.BILD sei von dem, was  
WIRKLICH IST. Meine möglichst präzise annäherung ist nur mit hilfe  
VERMITTELNDER apparate möglich – literatur. Die grenzen zwischen  
privacy und publicity sind derzeit nur INSTRUMENTELL aufzuheben.  
Der ingenieur.voyeur ist sich nicht sicher. Aber eigentlich, dem ur-  
sprung nach, ist seine beobachtungs- wie auch seine exhibitionistische  
leidenschafts- und obsessions.wut aus nichts anderem geboren als aus  
menschen.liebe.

## Was sind literarische Weblogs?: Unter Umständen drei-zehn dichtende Antworten:

### drei-zehn

1

verschwisterte momente,  
gleichzeitigkeit,  
raumversessene in  
den löchern  
aus nacht.  
Letzter moment vor  
dem davor,  
eine danachmaschine,  
ein leuchtwerk  
aus nichts.

Das sind die gedankentürme,  
die himmelwachsen  
wie der herbst  
aus einem morgen  
vor dem gestern,  
verziehen, verspielt,  
voran gehend  
wie pflastersteine  
lecken an den  
nackten füßen.

In den kissen diese  
aufbewahrte weichheit

der wangen von dir,  
deiner schlafschwangerschaft.  
Durch die blume  
in deine blütenkelche  
gekrochen.  
In das neonnochnicht,  
leibchen, die lingerie  
des leids.

2

die reise geht ins innerste  
des finstersten des lichts.  
Mission „tiger“,  
ein programm,  
das niemals abstürzt,  
es sei denn auf befehl  
der dreieiniggeknieten tasten  
der – logisch –  
anastastbarkeit,  
senkwehend

die geburt zwischen den beinen,  
zwischen die wir  
immer wieder wollen,  
wolllüstig sterbende  
des lichts, fackeln  
an ihre fersen geheftet.  
Als brenne alles  
cowboybehütet, rinder,  
dem sonnengott  
odysseus angewüstet.

The joy of joyce,  
the art of arno,  
die brechnuss brecht,  
der aderlass adornos ...  
die alten autoren voran  
wie grabsteinepitaphe,  
denen wir nacheilmeißeln,  
als wäre jeder stein  
schon jetzt der jetzigste  
der metzger.

3  
das herz ist  
eine schwarze perückengrube,  
gepudert mit asche.  
Jeder flügel ist gräte  
ohne tragende feder,  
wunderschönheit der unschuld,  
hymne des hymens,  
hörspiel des ausharrens,  
text des tests  
für den tod.

Niemand, nirgend, nichts  
ist verzicht aus züchtigung.  
Der joint als venture,  
aktienaktiv, züchtiger gewinn.  
Links das backbonebordbarometer,  
rechts das steuer immer  
geradeaus, unverrückt,  
als wäre der kompass



erigiert – zum  
kreuz hin.

Der leib ist das herz,  
das rad schlagend schlägt,  
bevor man dasselbe wieder erfand,  
sich züchtigte zum rollen  
in rock and no roll,  
in swing and not sing,  
in pop ohne poppen,  
zeile ohne ziel,  
fahrwasser der mühlen  
für don qui ohne schotten.

4

dumpf sumpfend grinsend,  
dieses so genannte.  
Es sei, so heißt es,  
das weibliche, das  
uns hinan- oder auch hinfort-  
zieht, flieht, wie wir  
flüchtige sind, wenn nicht  
flüchtlinge auf rotten booten  
aus dem nachen  
auf den nachen ...

als wüssten wir als wir,  
dass weder du noch ich  
bist, und ich nicht bin.  
Als wüssten wir schon,  
was wir noch fühlten,

als stießen wir unsere schwerter  
in die (gem)einsamkeit der weichen,  
wieder und wieder,  
noch und noch,  
das gleis (der girls) fütternde,

g/bestellend es als acker  
und verstellend als  
spiegelsaal von versailles  
vor uns und unseren stadtgrenzen,  
wir hauptschulstädter.  
Vor uns die matura,  
nach uns der engel  
der unwissenheit,  
der unschuld und  
des gebets schon gar nicht aus büchern.

5  
was ich mitbring'  
aus den städten,  
nahen und entfernten,  
ich schrieb's in diese nacht.  
Und wenn am tag ich tätig  
war, war's echo, trübe,  
singsang, der nach nacht  
noch schmeckt  
und riecht wie feuerwerk  
und schwefel aus der hölle namens „nein“.

Wie man alles aufschließen muss,  
selbst noch die kalkgrube,

ungeschehen dichtend.  
Ungeschälter verzicht auf reis  
am tag, an dem der kamikaze ihn verzehrte  
sich, der immer auf die pfoten fällt  
aus der hölle in überhöhung  
in eben diesen himmel der  
gebeugten knie  
des gebets und bittens.

Auf gleichem wicht steht gewichtig  
das hinzu subtrahieren  
oder weg addieren,  
durchschnittsmultiplikation,  
multiples dividieren.  
Kurz: das einmalnull der kunst,  
niemals eins, nurmehr null  
des gefühls in engen leibeshöhlen  
beim delta-epsilon asymp-toter gv's:  
kein h etymt wie l, liebe und hass.

6

im abzug: dein mädchenhirnhintern aus gold,  
in den ich meinen stahlstrahl  
schmiegen möchte, grau  
an den verschläfern  
jedes morgens,  
gestern nach dieser einen nacht.  
„auf devote weise egoman“,  
sagst du, bin ich voll  
des unrats der geduld,  
der ohnmacht meiner schuld

an dir, an meiner  
nichtung für belichtung.  
Ich mache fotografien aus eben  
erlebtem, filme meine bewegung,  
erregung am stamm aus eiche,  
an der sich nur ...  
wetzt,  
was wettet darauf, dass wir im wedding  
feiern, feuern, frieren,  
hitzig, wie wir heißen.

Wir heißen ehemdem, noch nicht,  
doch schon, wir wissen  
ehedem, noch nicht,  
doch schon, was wäre,  
liebten wir wie liebende.  
Rein oder raus,  
hamlet, stille, wet und wetten:  
dass der platz ohne angst  
der wäre, unserer, hutzliger,  
heutiger so ewig im heutigen gestern.

7

die verse  
werden  
länger  
dazumal.

Ich bin dies verheißende,  
das lügt, wie balken biegen  
sich zum kranz und kreuz,  
zur kunst verkantet

und verkannt das werk,  
das wäre, doch nicht ist.

Isst. Frisst.

Hebelt seinen hebel

hämmernd aus.

Das herz, eine immerforte blutung.

Der kopf, ein koffer,

den ich hab' noch in berlin.

Mein weichen eine weiche,

mein lieben eine leier

immer gleich,

weil niemals.

Ich gehe aus in zügen,

schau' die füße von frauen,

die als ferse scheinen

dem achill, dem nützen

und dem glitzern.

Popp-art,

liebes leiber angeschüchtert.

Letzter mond am mund,

verkratert,

verkatert.

8

neulich mal wieder

existenzialismus gesoffen:

geworfen sein

als zerwürfnis

von seele und projektilen

und klang und  
krank und  
zerwühlt die haare  
im geküssten kissen  
nicht erst am morgen.

Die lippen am finger  
des abzugs, die  
mündung im mund,  
verdunklung im schlund  
des gewürmten gewürges  
an allem, was adams apfel  
stimmverbandelt.  
Die stimme abgeben,  
ins kreuzchen kacka gemacht,  
düngung des dörren,

dass man durchs fett  
des leibes kraucht,  
durch die lunge,  
schwarzen teer  
und weise feder.  
Aufgeschwungen in etwas  
engelekelhaftes,  
herzblutegelnd im eigenen saft,  
verschmortes fleisch,  
feuchtend den geist.

9  
alles kann, nichts muss,  
das klang wie ew'ger logo-loop

von kant bis kluge und adorno,  
nach dieser zeitmaschine  
nicht mehr und doch immer schon,  
nach illusion, die keine ist,  
weil imago jed' und weder imagination  
ihr sein verheißt:  
gebet und glaube,  
nein, geliebte hoffnung.

Alles muss, nichts kann,  
weiß noch und schon der tag,  
der morgent, wenn er scheint  
in meine lider,  
schwangerschwer von nacht,  
die raunt, ruint und rinnt  
in jeden satz,  
der nachgeefert frisst,  
was allem dichten  
vorher ist.

Muss alles können?  
Darf das können mal  
nicht missen müssen?  
Und sollt' das küssen  
nicht auch können sein  
und das können jenes müssen,  
das den vers gebiert?  
Das nicht zu wissen,  
ob und wie, dicht' ich  
als tempo der imago ein.

10

im hof tanzen die kinder  
himmel und hölle.  
Kaum einen steinwurf  
von der knospe  
fault schon die frucht  
sich aufbäumend  
vom ast zur erde,  
kastanieneisprung,  
das eisen in  
den hainen.

Denn die widersprüche  
sind die hoffnungen, brecht  
den kommenden stürmen,  
lebendiges fürchtende,  
euer rad, auf das ihr  
rückwärts gespannt  
dem janus zuschaut  
bei seinem spiel  
mit himmel und hölle,  
apfel und baum,

drängt euch  
dichtend in die  
kunst der fuge  
des gewesenenseins.  
Die ernte fährt  
als sichel euch übers land,  
zappelnd die leibchen  
im netz des seelenfischers,



dem kastanien fallen  
aus noch fruchtbaren schößen.

11

kleiner werdend,  
das asymptotisch-  
mikroskopische bis zur  
unkennlichkeit-erkenntnis  
der mikrobe in der ungemainen  
größe des, ja, himmels  
durch teleskope  
des gegenwärtigen,  
unabwendbaren, in dem  
ein nichtender nichts ist.

Singend diese sinfonie,  
dichtend dieses derivat  
des gewesen seins, während  
würdig ist ein winseln an  
den residuen der epsilonischen  
sprachellipse, ausgezehrt  
in den delta-t-docht,  
in das mitten wir im leben  
mit tod uns umfängnis verhüten,  
in den eins-zu-eingeweiden aus licht.

Dass wir nichts wären als tortur und ort,  
wo keiner ist, nur  
die zeit des überzeitlichen,  
der kosmos in seinem  
linksdrehend mikrobiotischen sein

oder nicht sein,  
kalt verspeistes hamlet-kotelett,  
fleisch aus eisigem: ich bin  
die lust am preisen jener libido,  
die winzig wird und witziger.

12

weich, dieser herbst, weich,  
fällt mir einfältig  
dies einfache wort ein:  
die edle einfalt und  
stille xxl-größe der wuchernden  
hagebutten im unterhölzigen  
gesträuch neben gestrauchelten,  
die an der kirchenmauer (gegenüber)  
ihren abermals abendmahlswein  
verkannten vergessens trinken.

Weich, dieser herbst, wie  
erinnerung an den verschwiegenen sommer:  
von weit fallen die sternschnuppen  
versäumter wünsche, nichts  
gewünscht vor dem verglühen  
in den hochländern der luft.  
Weichen zur härte  
kommender winter,  
den frühlingsverbotenen,  
womit sich die kreise

schließen im rummelpottrund  
des hoffens in der hocke.

Der plumpsack geht rum,  
ob ich aufwach' oder nicht ...  
umrundung der türme  
wie brunnen, worin die kinder  
nicht fallen, nur  
das blättrige lügengebälk, kartenbehaust,  
kränkelnd und sprießend,  
sich spreizend zugleich.

13

verzeih den versen  
ihren strom ins  
nirgendster als nichts,  
dem fluss die breite,  
über die die königskinder  
dem märchen nicht entspringen,  
nur um ihr leben schwimmen  
und verschwinden  
im schluchzen  
zwischen zeilen.

Begründe nichts,  
wo wir so grundlos  
gründen unser haus  
auf abgründen: zu viel  
„grund“ in diesen versen,  
begrün' ich gräben  
über gräbern, noch einmal  
das zittern alliterierend.  
Wie das blatt im wind, nicht  
schwarz auf weiß im sturm,

taumelt blüte,  
ach, verspätet durchs  
je suis désolé,  
lo siento und perdóna me.  
Als schriebe requiem  
sich noch in hymnen ein,  
verzückt ins hymen  
den letzten ersten tropfen blut  
aus ebbe, herz und flut  
und späterer, nicht letzter glut.

*Jörg Meyer betreibt das Weblog*

*PÖDGYR*

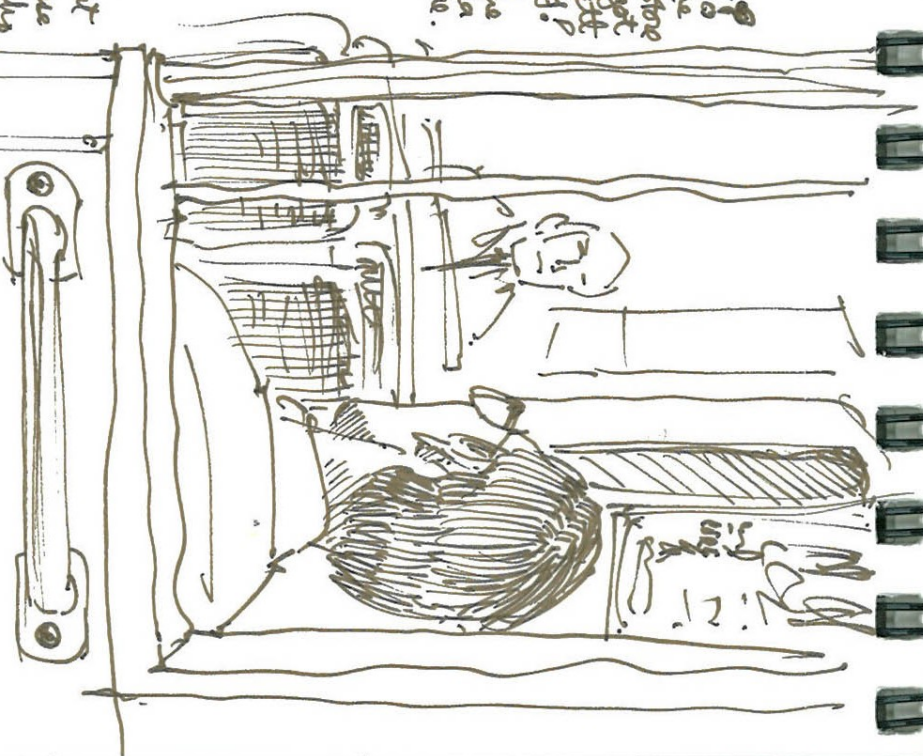
*URL: <http://oegyr.podspot.de/>*

# WAITING on the PLATFORM



Great what!  
I went to the  
art supply store  
today and got  
two new Pitt  
pens, yay!  
This is  
the five  
step in  
one.

I got on the  
train first, but  
the same Chinese  
gentleman who  
I had just been  
drawing on the  
platform sat  
down in front  
of me, so I  
could draw him  
again.



# RIDING ON THE SUBWAY

6-25-07

*Kathleen York*

## **Bilder dieser Ausgabe**

Aus der Serie: *Subway (and Train) Sketches*

- S. 6: 2 Readers (1 with laptop)
- S. 60: Colliding Heads
- S. 78: Monday Morning Commuters
- S. 88: Night Riders
- S. 98: Train Interior
- S. 124: Waiting than Riding

# KONTEXT

## - Ankündigungen -

nächstes Thema: **deinesgleichen**  
(Texte zum Thema „Porträts“)

Einsendeschluss: 30.05.2008

Erscheint: 15.07.2008

Deutsche Bibliothek (DDB) und Schweizerische Landesbibliothek (SLB)  
bibliographieren und archivieren "spa\_tien - zeitschrift für literatur"

## - Anzeige -

diese Ausgabe wird unterstützt von der

**MÜNSTERGASS  
BUCHHANDLUNG**

MÜNSTERGASSE 33 POSTFACH  
CH-3000 BERN 8 / SWITZERLAND  
TELEFON +41 (0) 31 310 23 23  
TELEFAX +41 (0) 31 310 23 24  
sales@muenstergass.ch  
www.muenstergass.ch

## Zu den Autorinnen und Autoren

### **Hartmut Abendschein**

geboren 1969 in Schwäbisch Hall, Buchhändler in Stuttgart, Studium der Germanistik und Anglistik in Konstanz und Glasgow, wiss. Dokumentar in Köln, lebt und arbeitet in Bern. Veröffentlichungen von Lyrik, Prosa und literaturwiss. Texten in Zeitschriften und Anthologien, Lesungen, Mitbegründer von *litblogs.net* (<http://www.litblogs.net>, ISSN 1662-1409) sowie von „spa\_tien – zeitschrift für literatur“ (<http://www.spatien.net>, ISSN 1661-383X). Im August erschien in "Der Dreischneuß. Zeitschrift für Literatur": „In Lyon mit George, rauchend“. Im November 07 erschien im Athena Verlag: „Die Träume meiner Frau. Hybride Stoffe.“ Mehr: <http://www.abendschein.ch/>

### **Neda Bei**

geboren 1952 in Wien, lebt in Wien. Ausbildung als Juristin. Nach der Gerichtspraxis von 1977 bis 1986 Assistentin und Lektorin an der Universität Wien; freiberufliche Forschung. 1983 Eintritt in die Grazer Autorenversammlung; 1987 bis Anfang 1989 Kostümmalerin in den Österreichischen Bundestheatern; ab 1989 in der Arbeiterkammer Wien tätig. Theoretische, essayistische und experimentelle Texte. „ich nagte grade am m. anagrammgedichte“ (Wien Edition Freibord 1992); Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften; Hörspiele, Fotoarbeiten, etc; 2002 - 2005 redaktionelle Mitarbeit am Online-Satiremagazin *www.raketa.at*. Käthe-Leichter-Staatspreis 1998 für Arbeiten auf dem Gebiet der Frauenforschung; Österreichisches Staatsstipendium für Literatur 2001/2002. Mehr: <http://www.nedabei.net>.

### **Markus A. Hediger**

1969 in Schaffhausen geboren und in Brasilien aufgewachsen, studierte Germanistik und Theologie an der Universität Zürich. Mitbegründer des Internetportals *litblogs.net* und Mitherausgeber der Zeitschrift für Literatur „spa\_tien“. Co-Autor des in der edition taberna kritika (<http://www.etkbooks.com>) erschienenen Buches „urban studies“ (2007). Regelmässige Beiträge für ein Schweizer Lokalradio. Lebt und arbeitet in Rio de Janeiro. Mehr: <http://hanginglydia.skypaperpress.com/>

### **Andrea Heinisch-Glück**

geb. 1959, lebt in Wien, Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien in Österreich, Deutschland und in der Schweiz. Mehr: <http://ahg.twoday.net>

### **Alban Nikolai Herbst**

geb. 1955, lebt in Berlin. Bücher (Auswahl): Die Verwirrung des Gemüts, 1983; Die blutige Trauer des Buchhalters Michael Dolfinger, 1986/2000; Wolpertinger oder Das Blau, 1993; Eine Sizilische Reise, 1996; Der Arndt-Komplex 1997; Thetis. Anderswelt, 1998; In New York, 2000; Buenos Aires. Anderswelt, 2003; Meere,



2003; Die Niedertracht der Musik, 2005. Hörstücke, Poetologien und Die Dschungel. ANDERSWELT, Das Literarische Weblog, seit 2003.

Mehr: <http://www.albannikolaiherbst.de>

### **Jörg Meyer (ögyr)**

geb. 1964 in Kiel, dort nie weg gekommen. Dipl.-Physiker, studierte auch Neuere Deutsche Literaturwissenschaft und Philosophie. Derzeitiger „Beruf“: Freier Kulturjournalist, seit 1996 „fester Freier“ im Kulturressort der „Kieler Nachrichten“, überdies „selbst und ständig“ tätig als Mediengestalter. Literarische Veröffentlichungen v. a. im Internet: <http://www.forum-der-13.de>, <http://www.tage-bau.de>. 2000 (lange, bevor es Weblogs gab): „keine nacht für niemand“ (literarisches Internet-Tagebuch zum Jahrtausendwechsel). 2001: 1. Preis des Kulturnetz Schleswig-Holstein für die Hypertext-Collage „MERz.Monstrum 2.0“.

Mehr: <http://www.schwungkunst.de>

### **Sudابه Mohafez**

geb. 1963, freie Autorin. Stationen: Teheran, Berlin, Lissabon, Stuttgart. 2004 Erzählband „Wüstenhimmel Sternenland“, 2005 Roman „Gespräch in Meeresnähe“, 2007 Weblog „zehn zeilen“ unter <http://eukapi.twoday.net>, außerdem: Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis 2006, Poetikdozentur FH Wiesbaden SoSe 2007, mehrere Stipendien, aktuell Stipendium des Deutschen Literaturfonds.

Mehr: <http://www.sudabehmohafez.de>

### **Michael Perkampus**

Schriftsteller, Musiker, Schauspieler, 1969 im Fichtelgebirge geboren, abgebrochenes Psychologiestudium, Mitbegründer der Theatergruppe Antonin Artaud, zwei Publikationen unter dem Pseudonym Morpheus Eisenstein: Equipe Propheta (Gideon Verlag, 1991), Das Symbolon (1995, Berlin) Lebte in Paris und Mexiko. 1997 mit Timo Brauchle Kurzfilm für Arte nach dem Text „Die Grauzone“ und dort selbst Darsteller. Letzte Veröffentlichungen im Print: Seelen am Ufer des Acheron (Nouveau Roman), Evolution der Unnahbarkeit (Die Lyrik), sowie die drei auf CD erhältlichen Tonwerke: Ourouboros Stratum (2005), Timber & Die Glyphen von L'abyr (2006), Die Gilde der pechschwarzen Liebe (2007).

Mehr: <http://laermende-akademie.com/perkampus/wordpress/>

### **Rittiner & Gomez**

geb. 1960 in Simplan-Dorf und der Isla Volante, Bildermacher und Blogschreiber. Arbeiten und leben heute in Spiez.

Mehr: <http://www.rittiner-gomez.ch>

### **Helmut Schulze**

geb. 1954 in Wittingen, lebt und arbeitet nach Zwischenstationen in Wolfsburg (Berufsausbildung zum Industriekaufmann, Abitur auf dem 2. Bildungsweg, Zivildienst) und Berlin (philologisches Allerleistudium) als Übersetzer in Italien. Seit 2004 mit einem Weblog schreibend im Internet vertreten.

Mehr: <http://parallalie.twoday.net>

**Andreas Louis Seyerlein**

lebt und arbeitet in Frankfurt am Main, München, unterwegs und auf Bäumen.

Mehr: <http://www.andreas-louis-seyerlein.de>

**Benjamin Stein**

geb. 1970 in Berlin (ehem. DDR), Studium der Judaistik und Hebraistik an FU und HU Berlin, 1991 - 1995 freischaffend als Autor tätig, verschiedene Preise für Kurzgeschichten und den Roman "Das Alphabet des Juda Liva" (Amman-Verlag Zürich, 1995). Von 1995 - 1998 technischer Redakteur und stellv. Chefredakteur bei verschiedenen Computer-Fachzeitschriften. Verheiratet, zwei Kinder, lebt in München.

Mehr: <http://turmsegler.net/>

**Kathleen York**

Lebt und arbeitet als Designerin in Philadelphia, Pennsylvania. Nach ein paar Kursen während eines Kunststudiums widmete sie sich bis zum letzten Jahr kaum mehr dem Zeichnen. Nun aber trägt sie den Skizzenblock wieder (fast) jeden Tag bei sich und zeichnet vor allem auf ihrem Weg zur Arbeit. Sie verwendet kleine Sketchbooks und zeichnet mit Blei- und Farbstiften, wobei sie die Zeichnungen gelegentlich auch mit Wasserfarben koloriert. Ihre Arbeiten sind online bei flickr sowie auf ihrem Weblog zu finden.

Mehr: <http://flickr.com/photos/kayork/> und <http://kayork.blogspot.com>

## Neuerscheinungen Prosa & Lyrik 2007



Markus A. Hediger u.a.

**urban studies.**

texte, entwürfe, skizzen

1. Auflage 2007, 149 Seiten mit 19 Abb.,

ISBN 978-3-033-01304-9, Broschur, 13 Euro

*Wie jede andere Stadt erzählt auch diese Geschichten, Episoden, Affären, streut Gerüchte und lügt wie gedruckt. Doch anders als die anderen Städte wiederholen sich die Begebenheiten in dieser Stadt. Sie erzählt dieselben Geschichten wieder und wieder und immer in derselben Reihenfolge und stets mit denselben Worten, sie läßt sie in den immer gleichen Strassen und Gassen sich zutragen, läßt Liebende in identischen Schlafzimmern und Parkanlagen wiederholt sich lieben, ohne daß ein Grashalm unter dem Gewicht ihrer Liebesschwüre nachgäbe oder ein neuer Schwur dem Liebespiel frische Falten in die Laken würfe.*

Hartmut Abendschein

**die horizontlüge.**

gedichte & kleine prosa

1. Auflage 2007, 113 Seiten

ISBN 978-3-033-01325-4, Broschur, 13 Euro

*"die horizontlüge" versammelt einen repräsentativen auszug der kleinteiligen texte des literarischen weblogs "taberna kritika - kleine formen" der jahre 2004-2006. die einzelnen spuren wurden geduldig überarbeitet und fein choreographiert. anhand dieser auswahl lässt sich erstmalig erkennen: dieses weblog ist nicht ein wilder haufen chronologisch abgesonderter materialteilchen, sondern arbeitet nach den gesetzen einer eigenen poetik und genealogie.*

Bücher können über den Buchhandel oder direkt beim Verlag bestellt werden. Ausführliche Informationen über unsere Neuerscheinungen und das Gesamtprogramm finden Sie im Internet unter <http://www.etkbooks.com>

edition taberna kritika

Gutenbergstrasse 47

CH - 3011 Bern

Tel.: +41 (0) 33 534 9 308

info@etkbooks.com | <http://www.etkbooks.com>



